

## **Vergißeinnicht 1907**

10 (1907)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Geseget von Sr. Heiligkeit Papsi Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:  
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.  
Nr. 10.

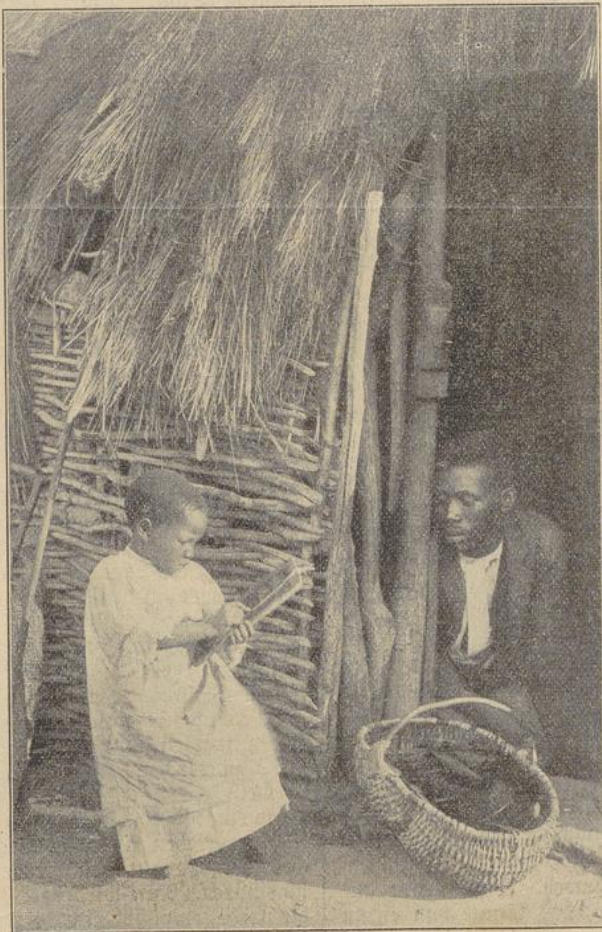
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franco zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Uebersetzungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Wohlthätern wird  
das Vergißmeinnicht  
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsien der armen  
Neger in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Postanweisung.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Kafferkind übt sich im Schreiben.

Köln a. Rh.  
Oktober 1907.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Der letzte Rosenkranz.

Es betet am Rosenkranze  
Großmutter im weißen Haar,  
Den halten die zitternden Finger  
Nun schon so manches Jahr.

Sie hat ihn gar fromm gebetet  
In ihrer Jugend Glanz;  
Die Jugend ist verschwunden,  
Ihr blieb der Rosenkranz.

Sie betet und merkt es nimmer,  
Am Kreuz ist zerrissen die Schnur,  
Die Korallen rollen vom Schoße  
Hinab auf die steinerne Treppe.

Leis spricht sie das letzte Ave,  
Die Augen zum Himmel gewandt,  
Streichet zitternd das letzte der Körner  
Hinab von dem leeren Band.

Großmutter sitzt still im Lehnstuhl  
Und hält mit der bleichen Hand  
Auf totem, stillem Herzen  
Das Kreuz am leeren Band. —

### Der Kaffer in Krankheitsfällen.

Wie in allem, so hat der Kaffer auch bezüglich der Krankheiten nur dunkle, verworrene Ansichten, vielfach getrübt durch den schrecklichsten Aberglauben. Seiner Ueberzeugung nach gibt es eigentlich nur drei Ursachen für die Krankheit. Denn entweder rührt sie von den Geistern der Vorfahren her, eventuell auch von irgend einem fabelhaften Ungeheuer, oder sie ist die Wirkung von Zauberei, oder sie kam von selbst. In letztem Fall ist sie in seinen Augen eine „einfache Krankheit und sonst nichts“.

Die Behauptung, daß der Kaffer jede Krankheit einer geheimen, übernatürlichen Ursache zuschreibe, ist nicht richtig. Eine bestimmte Norm zur Tagierung einer Krankheit hat er allerdings nicht. Leidet er z. B. an Verdauungsbeschwerden, so kann er heute sagen, das habe ihm ein böser Zauberer angetan, morgen vermutet er darin die Strafe der Geister seiner Vorfahren, endlich findet er, es sei eine „einfache Krankheit und sonst nichts“. In letztem Falle sucht er sich dann irgend eine Medizin, oder befragt einen erfahrenen Freund, oder geht gar zu einem weisen Doktor, was er nie tun würde, falls er jede Krankheit der Zauberei oder den Geistern der Vorfahren zuschriebe.

Auch gibt es unter den Kaffern Doktoren, die, wie sie selbst einräumen, sich weder auf Hebung bösen Zaubers verstehen, noch auf die Versöhnung der erzürnten Geister der Vorfahren. Sie sind einfache Naturärzte oder Kräuterdoktoren. Hält man eine Umschau in ihrer Apotheke, so findet man höchst einfache Dinge wie Aloe, Brechwurz, Rizinusöl, Akaharber oder einige Baumrinden, doch lauter Brech- und Purgiermittel. Daß solche Mittel beim Kaffer, der sich in der Regel einer eisernen Gesundheit erfreut und sich nur gelegentlich einmal den Magen überläßt, eine ganz vorzügliche Wirkung tun, liegt auf der Hand.

Ein Kaffer bekommt Zahnweh. Wohl meint anfangs einer der Kraalinsassen, das könnte von einem bösen Zauberer herrühren, ein anderer spricht von den erzürnten Vorfahren und der Pflicht, sie schnell wieder zu versöhnen, zuletzt aber neigen sich alle der Ansicht zu, es sei ein einfaches Zahnweh, sonst nichts. Bald begibt sich auch einer, der Erfahrung im Zahn-

ziehen hat, ans Werk. Er befestigt die Sehne von einem Schaf oder Ochsen an dem kranken Zahn und windet und dreht das herabhängende Ende um einen runden Stock. Unter beständigen Lobsprüchen auf seinen herrlichen Apparat dreht und dreht er, immer fester und energischer, bis endlich etwas nachgibt, ja es nun die Sehne, oder der Backenknochen, oder, wenn das Glück gerade will, der Zahn selbst.

Uebrigens gibt's der Wege, einen unbequemen Zahn herauszubringen, vielerlei. Man braucht z. B. bloß mit einem alten rostigen Nagel, der ja überall leicht zu haben ist, die Zahnwurzel bloßzulegen. Es bildet sich dann ein Geschwür, und nach einiger Zeit schießt es den kranken Zahn wie von selbst aus.

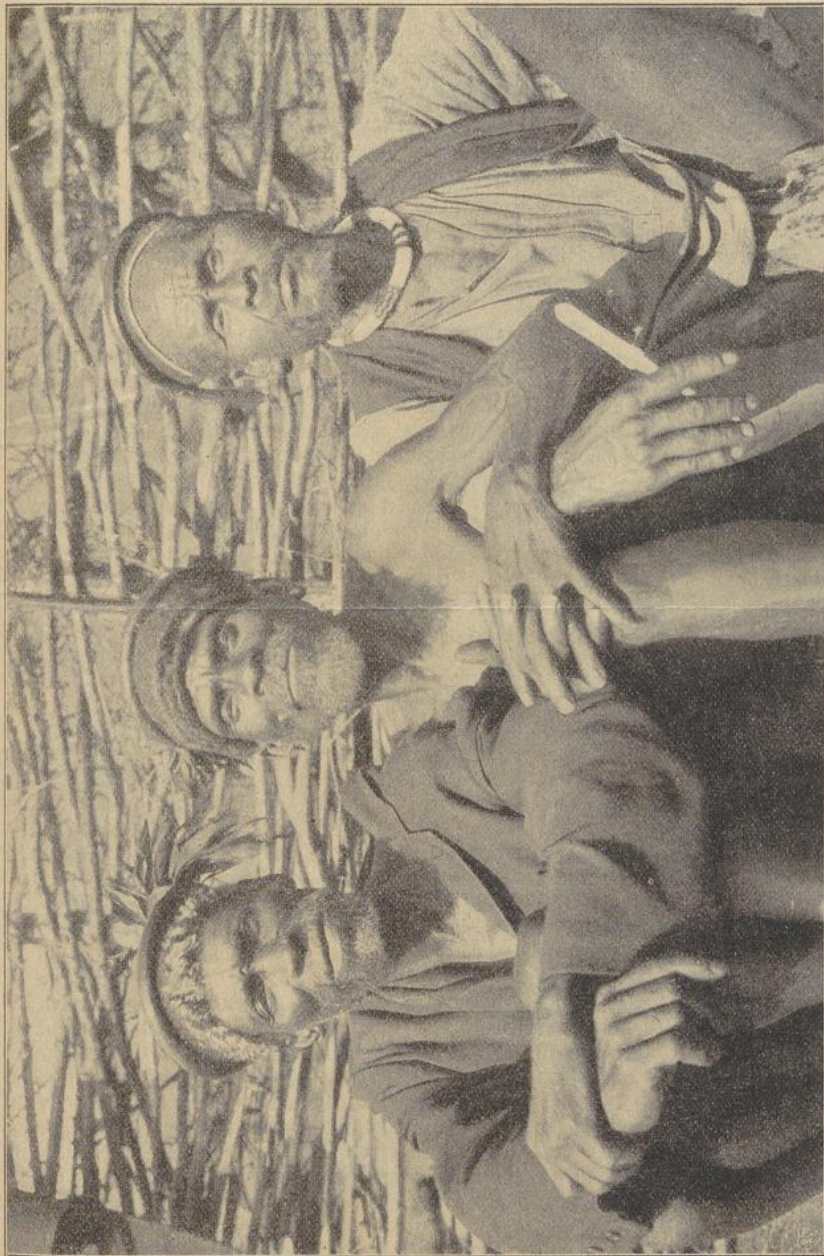
Noch einfacher ist: der Patient hält die Spitze einer eisernen Brechzange an den Zahn, während ein guter Freund mit einem großen Stein auf das Ende der Stange schlägt. Nur bedarf es hier einer kleinen Vorsicht, denn sonst könnte man Gefahr laufen, den Zahn zu verschlucken, wenn er einem plötzlich in den Rücken geschoßen kommt.

Noch das Beste ist es allerdings, wenn man einen Farmer findet, der glücklicher Besitzer einer kräftigen Reißzange ist. Mit einem solchen Instrument einen Zahn zu ziehen, ist der reinste Spaß. Es kann da vorkommen, daß der Kaffer nach vollzogener Operation gleich noch ein paar Zähne gezogen haben will. Trägt der Farmer Bedenken dies zu tun, da die andern Zähne ja ganz gut sind, so ermutigt ihn der furchtlose Schwarze mit den Worten: „Ziehe sie ruhig heraus, denn über kurz oder lang werden sie doch zu faulen beginnen; dann aber dürfte es sehr fraglich sein, ob ich nochmals eine so feine Zange werde ausfindig machen können.“

Schmerzt den Kaffer ein ausgerenktes Glied, so weiß er sofort, daß es da keiner übernatürlichen Heilmethode bedarf. Die Kur ist einfach: die Kraalinsassen graben ein tiefes Loch in den Boden, in welches der Patient den ausgerenkten Arm oder Fuß hineinsteckt. Nun wird das Loch wieder zugefüllt und die Erde ringsum fest hineingestampft. Zwei handfeste Männer packen sodann den Dulder und zerren das eingepreßte Glied, das hiemit von selbst wieder in die richtige Lage kommt, aus dem Boden heraus. So findet sich auch in Afrika das famose Ei des Kolumbus! —

Der Kaffer geht also, wie die angeführten Beispiele beweisen, bei einer Kur resolut voran; anderseits setzt er aber auch auf seine Medizin ein unbedingtes Vertrauen. Seiner Ansicht nach kann eine Arznei ebenso in die Ferne wirken, wie in der Nähe. Eines Tages holte ein Kaffer für eines seiner Weiber, das an Verdauungsbeschwerden litt, eine Medi-

bei einem Doktor Kidd gar klaglich um eine Arznei und zählte eine ganze Litanei von Gebrechen auf, die ihm, wie er sagte, ungemein zu schaffen machten. Der Doktor gab ihm für den ersten Anfang als Purgiermittel Jalapwurzeln und eine Dosis Bittersalz. Gierig verschlang der Kaffer die heilsamen Kräuter und leckte das Salz bis zum letzten Körnlein auf,



Eigentum Photograph. Herr Marlamhili.

### Drei Kaffern mit Kopfringen.

Der Gering (Nigoco) wird von verheirateten Männern auf dem Kopf getragen, die Erbsen mit vom Häuptling gegen Zahlung eines Schenke, erteilt, und ist das Tragen nur Männern gestattet, welche mehr als ein Weib haben. Der Ring besteht aus einer Masse von feiner Erde, Fett, einer Art Kitt u. dergl., und wird von Frauen verfertigt, die ihn schwarz glänzend zu polieren verstehen. Die Vereitung der dabei verwendeten Bestandteile, sowie die Mischung bewahren die Frauen als großes Geheimnis. Bei Lieberreichung des Ringes an den zum Tragen berechtigten Mann schließt sich eine große Feste an. Der Ring wird dann vom Manne beständig getragen und nimmt ihn mit in das Grab, weshalb es äußerst schwer hält, einen solchen zu erhalten. — Wie obiges Bild zeigt, hält der eine Kaffer ein „Schloß“, Schnupföfel aus Bein, in der Hand. Dieser Vöfel dient dazu, den Tabak in die Nase zu befördern, das Wasser aus den Augen zu entfernen und den Gesichtsvorprung wieder ordentlich in Stand zu setzen.

zu bei einem weißen Doktor. Sie half sofort; damit sie aber nicht etwa auch auf die übrigen Weiber so gründlich einwirkte, vergrub der Kaffer den Rest unter einem Stein, der über 300 Meter von seinem Kraal entfernt war.

Zuweilen nimmt der Kaffer auch Medizin in Stellvertretung eines andern. So hat einmal ein Sulu

dann meinte er, indem er behaglich sein Bäuchlein strich: „Hoffentlich wird diese kräftige Medizin auch meinem Weib zu Hause recht gut bekommen; denn sie ist es eigentlich, die krank ist; ich selbst bin gesund und wohl und wollte deshalb meiner Frau den weiten Weg ersparen.“

Bei Kopfweg gift als vorzügliches Mittel, die

damit behaftete Person gehörig zu schütteln und zu stoßen. Auch Einschnitte und Schrammen in der Schlafengegend sind gut, noch besser aber wird ein Schröpfkopf angelegt. Dies erzeugt eine hohe Geschwulst, und darin sammelt sich alles Kopfwasser an, bis es zuletzt mit dem abfließenden Blut spurlos verschwindet.

Der Kasser sieht es immer gern, wenn ihm eine Medizin in gehörigen Proportionen verabreicht wird; auch die Mischung verschiedener Arzneien sieht er gern. Wenn Tschaka Medizin nehmen sollte, rief er einfach einen seiner Krieger herbei und gab ihm einen Löffel voll Kalomel (sublimiertes Quecksilber), einem andern warf er eine Schachtel voll Pillen zu mit der Aufforderung, sofort alle zu verschlucken. Machte ihm ein Weiber deshalb Vorstellungen, so meinte er gelassen: „Von einem guten Ding kann man nie zu viel nehmen, und wird ein Mann durch ein bißchen Medizin langsam geheilt, so muß eine große Portion selbstverständlich eine sofortige Heilung bewirken.“ Hierauf mischte er in einer Kürbisflasche allerlei Medizinen zusammen und teilte sie löffelweise an seine Umgebung aus. „Mischung ist immer gut“, sagte er, „trifft die eine Medizin nicht den eigentlichen Sitz der Krankheit, so die andere“. Er selbst nahm nicht gern eine bittere Arznei, sondern zog die Kur nach Stellvertretung vor.

Uebrigens — so erzählt Dudley Kidd — sah ich einmal in Transvaal einen Buren, der in diesem Stück ganz ähnlich dachte und handelte wie Tschaka. Er kaufte sich in einer Apotheke eine Menge Fläschchen und Pulverchen zusammen und gestand mir mit der Miene und dem Kopfnicken eines erfahrenen Mannes, er mische zu Hause all diese Medizinen in einem großen Topf und verabreiche bei Krankheitsfällen dem betreffenden Familienglied einen Löffel voll von der trefflichen Mixture. Der Erfolg sei jedesmal sicher, eben weil so viele und mancherlei Ingredienzen in der Mischung sich fänden; versage das eine, so wirke das andere.

Noch bunter und auffallender gestaltet sich das Verhalten der Kasser, wenn sie eine Krankheit dem Einflusse der Geister der Vorfahren zuschreiben. Da wird ein eigener schwarzer Doktor gerufen, und unter verschiedenen Zeremonien im Viehkraal ein Ochs geschlachtet. (Mermere Leute nehmen statt dessen auch eine Ziege.) Das Rückgrat des Tieres wird vom Kopf bis zum Schwanz sorgfältig herausgeschnitten und allein für sich in einer Hütte verwahrt. Das Fleisch essen die Kraalinsassen; das Blut aber wird nach zwei Tagen im Viehkraal vergraben, bei welchem Anlaß auch das Rückgrat sowie das Fett des Tieres verbrannt wird.

Dem Ganzen liegt folgende Idee zu Grunde: die Geister der Vorfahren sind mit den Kraalinsassen aus irgend einem Anlaß unzufrieden. Entweder wurden sie überhaupt schon längere Zeit vernachlässigt, indem man ihnen keine Opfer mehr darbrachte, oder ihre Nachkommen haben sich gegen die alten Sitten und Gebräuche verkehrt. Wer sich letzteres erlaubt, dem fallen die Zähne aus. Dagegen vermag selbst ein amerikanischer Dentist nichts mehr. Doch die Gefahr bedroht nicht nur den einzelnen Schuldigen, sondern den ganzen Kraal. Deshalb muß ein Doktor kommen und den Verbrecher „ausriechen“. Das ist bald geschehen, und der von der Zauberrute Gefennzeichnete wird offen der Hexerei beschuldigt und schwer

gestraft — entweder verbannt oder getötet —; dem weshalb hat er die alten, geheiligten Gebräuche übertreten? Offenbar nur, um durch Zauberei Gewalt und Macht über die anderen Kraalinsassen zu bekommen. Diese Ansicht steckt tief im Kassernvolk, und es gibt unter ihnen Leute genug, die großes Interesse daran haben, solche Ideen nicht aussterben zu lassen.

Zu Tschakas Zeiten wurden die meisten Krankheiten den *Vaginos* zugeschrieben. Das waren böse Geister, welche die Leute krank machten entweder aus Rache oder, weil es feindselig gesinnten Menschen gelungen war, sie durch Opfer und Gaben für sich zu gewinnen. Diese Geister kamen dann, setzten sich im Leibe des Kranken fest und peinigten ihn auf die mannigfaltigste Weise. Im Swasiland glaubt das Volk heute noch daran. Namentlich bei Krämpfen und epileptischen Krankheiten sind sie fest überzeugt, daß die erzürnten Geister der Vorfahren im Leibe des Kranken haufen und die schrecklichen Zuckungen und rasenden Anfälle bewirken.

Zuweilen schreibt das Volk eine Krankheit oder einen Unglücksfall auch fabelhaften Tieren zu, die meist in der Nähe von Sümpfen oder Flüßchen haufen. In solchen Fällen gibt es kein anderes Mittel, das schreckliche Ungeheuer zu besänftigen, als einen Ochsen im Wasser zu ertränken und dadurch als Opfer darzubringen. Einige drastische Beispiele hierfür finden sich im Mariannhiller Kalender 1908.

Die weitaus meisten Krankheiten jedoch werden den armen, abergläubischen Kassern von seiten übelgesinnten Menschen durch Zauberei zugefügt. Zauberei erfüllt das ganze Leben, Denken und Fühlen des Kassers, und wer ihn in diesem Punkte nicht versteht, versteht ihn überhaupt nicht. Ich habe einmal irgendwo gelesen, in Europa seien die verschiedenen politischen Parteien über nichts einig, als über das Einmal eins. Beim Kasser aber könnte man sagen, das Einmal worin alle übereinstimmen, ist die Zauberei. Selbst im Traum kann der Kasser nicht daran zweifeln, daß es wahrhaft und wirklich eine Zauberei gibt und daß dieselbe von ganz außerordentlicher, unglaublicher Wirkung ist. Ein Kasser kann schließlich zweifeln, ob das Gras grün und der Sonnenschein warm ist, ob auf den Tag die Nacht folgt, doch an der Wirklichkeit der Zauberei zu zweifeln, ist ihm rein unmöglich. Dies ist der einzige Punkt, über den es bei ihm einfach keine Kontroverse gibt.

Da liegt z. B. ein Kasser, in eine braune, schmutzige Wolldecke eingewickelt, vor seiner Hütte und rekt in der vollen Sonnenglut. Er ist offenbar krank. Fragt man, was ihm fehle, so erklärt eines seiner Weiber, sie habe diesen Morgen mit ihren eigenen Augen gesehen, wie aus dem Gehirn des armen Mannes 107 Mistkäfer hervorgekrochen seien, und das habe ihm ein böser Zauberer angetan, der 50 Meilen von hier entfernt wohne. So gewiß als es Mistkäfer gibt, so gewiß gibt es auch eine Zauberei, und der fremde böse Zauberer hat ihrem Mann die Krankheit zugefügt, und die Käfer in sein Gehirn hineingezaubert. Und dabei bleibt das Weib, und trittst du mit ihr bis an den jüngsten Tag, um sie eines Bessern zu belehren, es wäre umsonst, denn die Ideen von Hexerei und Zauberei erfüllten sie von frühester Jugend an, und es gibt kein Unglück und keine Krankheit, die nicht ihre vollste und gründlichste Erklärung fände in dem einen Satzchen: „Ein Umtakati, ein Zauberer hat uns das angetan.“

Klare Begriffe darf man beim Schwarzen nirgends erwarten, am wenigsten in solchen Sachen. Wir wollen daher selbst versuchen, die Unsumme seiner abergläubischen Vorstellungen in ein System zu bringen. Was beim Kaffer unbestreitbar feststeht, ist folgendes:

1. Die Eigenschaften der Menschen und Tiere haben ihren Sitz in bestimmten Gliedern und Organen, z. B. in der Galle oder Leber u.

2. Diese Eigenschaften sind übertragbar. Ein Mann, der Kraft und Mut bekommen will, darf z. B. nur Herz und Leber seiner erschlagenen Feinde verzehren und deren Galle trinken, und er wird unüberwindlich sein, denn er hat jetzt die Stärke von zehn Männern bekommen, d. h. soviel er vorher erschlagen und verzehrt hat.

Eine Ratte hat z. B. ein seltenes Geschick, den Gegenständen auszuweichen, die nach ihr geworfen werden. Fang' also eine Ratte, schneide ihr ein Haar ab und stecke es in dein eigenes Kopshaar — und es trifft dich kein Gegenstand mehr, den man nach dir schleudert, kein Stein, kein Prügel und kein Affaspiß, und wär's auch in der Schlacht und im blutigen Kampfgewühl.

Also die Eigenschaften sind übertragbar. Eben deshalb ist aber auch zuweilen Vorsicht nötig. Da hat z. B. ein Tier einen Höcker oder einen häßlichen Auswuchs an der Nase oder an der Lippe. Wehe nun dem Mädchen, das von einem solchen Tiere etwas gegessen, denn derselbe Höcker oder entstellende Auswuchs wird in Bälde auch bei ihr zum Vorschein kommen und Rücken, Nase und Mund auf's Häßlichste verunstalten. — Also Grund genug zu beständiger Wachsamkeit und Vorsicht!

3. Jeder Gegenstand, den eine Person getragen, besessen oder auch nur angerührt hat, kann von einem Zauberer benützt werden, um sie in schädlicher Weise zu beeinflussen. Wer also flug ist, vergräbt die Spitzen der Fingernägel, die er sich abbeißt, verbrennt das Haar, das er sich schneiden läßt, zertritt den Speichel, den er ausgeworfen usw. Denn all dies kann ein übelgesinnter Mensch zu gar schlimmen Sachen mißbrauchen.

4. Kann man aber von einem Menschen so einen Gegenstand nicht leicht erhalten, so macht man sich einfach ein Bild oder ein Symbol von ihm, und was man dem Lezteren antut, geht auf die Person selbst zurück. Doch davon wird später noch die Rede sein.

5. Man kann eine Krankheit auch auf irgend einen Gegenstand oder ein Tier übertragen. Wer dann so einen affizierten Gegenstand oder das betreffende Tier berührt, der erbt sofort die Krankheit.

6. Medizinen und Zaubermittel wirken auch auf die Ferne, allerdings nicht im gleichen Grad, je größer die Entfernung, desto schwächer die Wirkung.

7. Eine Person kann durch Zauberei zeitweilig in die Gestalt einer anderen Person verwandelt und wiederum ihre ursprüngliche Form annehmen. Desgleichen kann eine Medizin oder ein Zaubermittel die Wirkung einer anderen Arznei oder eines schädlichen

Zauberers aufheben oder paralysieren, sodaß auch in jener geheimnisvollen, uns gewöhnlichen Menschenfindern unsichtbaren Welt ein Rangstreit stattfindet, wie in der Körperwelt.

Damit dürften wir die Hauptpunkte kaffrischen Aberglaubens so ziemlich erschöpfend genannt haben. Die nähere Ausführung zumal des einen oder anderen Punktes wollen wir dann, so Gott will, in einem späteren Artikel versuchen.



Eigentum Photogr. Meier Mariannhill.

#### Wetterbeschwörerin.

Ein heidnisches Weib, mit dem Himmel streitend, um Regen zu erhalten.

#### Der Totenkopf auf Kreuzesbildern.

Auf alten Kreuzesbildern findet sich oft ein Totenkopf. Diese Darstellung hat in folgender sinnreicher Sage ihren Grund: Jakob von Odesa erzählt, daß Noe bei der Sündflut die Gebeine Adams mit in die Arche genommen und nachher, als das Wasser von der Erde gewichen war, unter seine Söhne verteilt habe. Dem, welcher den Schädel Adams erhalten hatte, soll denselben auf dem Kalvarienberge begraben haben, woher dieser Berg den Namen Schädelstätte erhielt. Als nun Christus am Kreuze hing, sei sein Blut auf den Schädel des Stammvaters des Menschengeschlechtes durch die Spalte des zerrissenen Felsens herabgeträufelt. Noch heute zeigt man unter dem Standorte des Kreuzes auf Golgatha die Adamskapelle als den Ort, wo das Blut des Wetterlöfers das Haupt des ersten Menschen benetzt habe.

## Ein sonderbares Ansinnen.

Von Br. Ludger, O. C. R.

Mariannhill. — „Bruder, hol' mir doch die Weintrauben da herunter“, rief mir eines Tages so ein wollköpfiger Kaffernjunge zu, „du bist groß und kannst sie leicht erreichen, für mich aber hängen sie zu hoch!“

Als ich ihm nicht auf den Leim gehen wollte, rief er mir in heller Entrüstung zu: „Wie, du willst mir nicht helfen? Hast du nicht, als du noch in Europa warst, deinen Angehörigen hundertmal gesagt, du wolltest nach Afrika gehen, um den armen schwarzen Leuten zu helfen? Und jetzt bist du hier und tust es nicht!“

Die kluge Rede klang zwar sehr verführerisch, dennoch antwortete ich abermals mit einem entschiedenen „Nein“. — Nun bekam ich aber Schönes zu

## Appetit unserer Kaffernjungen.

Von Br. Ludger.

Mariannhill. — Jüngst fiel in unserer Malerwerkstätte eine noch ziemlich gut gefüllte Spiritusflasche auf den Boden und zerbrach. Der auch hier in Afrika gilt das sinnige Sprichwort: Glas und Glas, wie leicht bricht das!“

Nun hättest du aber unsere 5–6 Kaffernjungen, die in der Werkstätte arbeiten, sehen sollen! Im Lager alle auf dem Bauch und leckten mit Zier, auch Gedeons ausgehiebene Krieger, das köstliche vom Boden auf. Bald war kein Tröpfchen mehr von zu sehen, so gründliche Arbeit hatten sie getan. Sogar die Glascherben wurden zum Schluß fein säuberlich abgeleckt. — Ja, das war ein Tag, der ihnen sicherlich noch lange in Erinnerung bleibt.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

### Weinkellerei in Mariannhill.

Auch in Afrika geht es dem Winzer, wie bei uns in Europa. Mitunter ist der Ertrag recht befriedigend, doch öfter läßt er viel zu wünschen übrig. Die Weinberge in Mariannhill mußten der Ameisen wegen fast ganz wieder ausgerottet werden.

hören. „Du bist kein guter Trappist! Geh' nur wieder hin, wo du hergekommen bist! Leute, die uns nicht helfen wollen, taugen nicht nach Afrika. Mit dem ersten Schiff kannst du wieder nach Europa zurückfahren.“

„Aber man darf doch nicht stehlen“, wollte ich den kleinen Hitzkopf belehren. Doch er wußte das besser. „Stehlen ist schon erlaubt“, sagte er, „wenn man es für arme Leute tut. Hast du noch nie die Geschichte gehört, die sich bei dir daheim in Europa zugetragen hat? Da war eine Heilige — Elisabeth hat sie, glaube ich, geheiß — die hat auch alles gestohlen, was ihr unter die Hände kam und hat es nachher den Armen geschenkt. Einmal wäre sie dabei beinahe von ihrem Manne erwischt worden, doch da hat Gott schnell ein Wunder gewirkt, und das Brot in Rosen verwandelt.“

Ich wußte auf solche Logik nichts mehr zu sagen. Geehrter Leser, was hättest denn du dem kleinen Schlaupf geantwortet?

wird! Auch zweifle ich nicht, daß mancher von ihnen sich mit dem gottlosen Wunsche trägt, es möchte doch öfters so ein „Unglück“ passieren, um ebenso wieder als Helfer in der Not einspringen zu können.

Ein anderesmal hatten sich unsere Josephschüler, d. h. ältere, bereits der Schule entwachsene Jungen einen Festkuchen gebacken. Auf die Frage, wie denn dabei zu Werke gegangen, erzählte mir ein der Helden folgendes: „Gesparr haben wir dabei nicht. Wir schnitten Krautsköpfe in Stücke, gossen Milch darüber, taten Salz, Korinthen und Zucker dazu, auch paar Hände voll Mehl, ein ordentliches Quantum süßen Speck, endlich Salat, geriebenes Brot, eine fein geknetete Kaw-Paw (große, kirschenähnliche Getreidefrüchte). Da wir aber der Sache noch nicht trauten, und wir alle einen rechten, ganz ausgeprägten Festkuchen haben wollten, so kauften wir in der nahen Store noch eine Büchse voll Schokoladenrührten sie darunter, desgleichen eine Büchse

Apfelstraut. Dies alles mischten wir kräftig durcheinander und gossen zum Schluß noch Fett darüber.“

Der Aufschluß ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, nur der letzte Ausdruck „Fett amafuta“ war mir nicht ganz klar, weil der Kasser damit alles Fettige bezeichnet: Speck, Del und schließlich auch Wagenschmiere. Ich fragte also den Jungen, welches Fett sie darüber gegossen hätten. Die Antwort war: „Ein Gläschen voll von dem feinen, wohlriechenden Del, womit die Weißen ihre Haare einreiben!“

Nun bei solchen Ingredienzen mußte wohl der famose Festkuchen gut werden. Uebrigens gestand mir der naive Junge doch: „Gar so fein und gut, wie wir erwartet hatten, wurde der Kuchen nicht. Uebrigens aßen wir ihn doch, und zuletzt hat er uns allen ganz vortrefflich bekommen.“

ein riesiges Loch in der Wand oder im Strohdach sagen uns am Morgen, was da während der Nacht geschehen.

Welch eine Kraft der Löwe entwickeln kann, sah ich einst bei folgendem Vorfall: In der Nähe von Neuköln hatte ein Farmer sein ganzes Besitztum verkauft und war dann fortgezogen. Nur ein Kamel hatte er nicht an den Mann bringen können, weil den großen, langhalsigen Bielfraß, für den man keine Verwendung hatte, niemand mochte. So lief denn das herrenlos gewordene Tier längere Zeit umher, suchte sich sein Futter in Gottes freier Natur und kam schließlich auch in die Getreidefelder weißer Farmer herein. Einmal erhielt es dabei eine gefährliche Schußwunde und wandte dann nach dem alten, verlassenem Heim zurück, wo es drei Wochen später kläglich verendete.

Zwei Tage darauf war der Kadaver verschwunden. Man suchte nach und fand ihn zum Erstaunen aller auf



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Nach dem Mittagessen.

## Löwen und Leoparden in Deutsch-Ostafrika.

Von Br. Gerefim, O. C. R.

Löwen sind in Deutsch-Ostafrika durchaus nichts Seltenes; wagen sich doch diese Tiere zuweilen selbst in die Hafenstadt Tanga herein. Als ich auf der Reise von Neuköln nach Mariannhill im Mai 1905 daselbst übernachtete, hörte ich plötzlich ein eigentümliches Geräusch vor der Türe. Kurz darauf krachte ein Schuß, daß das ganze Haus davon erdröhnte. Am nächsten Morgen hörte ich, ein Löwe habe uns einen nächtlichen Besuch abstatten wollen, habe dann aber infolge des Schusses, den mein Hausherr, ein französischer Missionär, durch die Fensterjalousien gegen ihn abfeuerte, wieder das Weite gesucht.

In ein wohlgebautes, sorgfältig verschlossenes Europäerhaus kommt der „König der Tiere“ nicht leicht herein; wenig Schwierigkeit dagegen bietet ihm die ärmliche Lehmhütte eines schwarzen Eingeborenen oder eines indischen Kuli. Eine Blutlache am Boden um

beträchtlicher Höhe im Gebüsch. Offenbar hatte ihn ein Löwe hierher getragen. Nun band man dem Kamel ein starkes Seil um den Leib und acht starke Männer schleiften es wieder mühsam in die Ebene herab. Doch schon in kommender Nacht trug es der Löwe wieder wohl achthundert Schritte bergauf in einen anderen Busch.

Am darauffolgenden Abend versteckten sich ein paar Jäger im Laubwerk zweier in der Nähe befindlicher Bäume, um von hier aus den Löwen, falls er zu seiner Beute zurückkehrte, zur Strecke zu bringen. Leider war die Nacht sehr dunkel; der Löwe war schon um 8 Uhr abends gekommen und fraß mit einer Gier, daß man das Krachen der zermalnten Knochen weit und breit hörte. Endlich trat der Mond auf ein paar Augenblicke aus dem Gewölke hervor. Die Jäger feuerten ein paar Schüsse ab, doch ohne zu treffen. Unverletzt machte das schreckliche Tier kehrt, wandte sich gegen unsere Missionsstation Neuköln, ging hier, wie wir am nächsten Morgen an den Fußspuren sehen konnten, hart am Ochsenstall vorbei, holte sich im nahen Wald

noch einige Wildschweine und wandte sich dann über Mombasa gegen die Steppe zu.

Nicht so groß und stark wie der Löwe, doch deshalb nicht weniger schädlich ist der Leopard. Er kommt in den großen, unsere ostafrikanischen Stationen umgebenden Wäldungen häufig vor. Gewöhnlich nährt er sich von Wild, doch macht er nicht selten auch den Dörfern der Eingeborenen und den Farmen der weißen Ansiedler einen Besuch, um heute ein Schaf, morgen eine Ziege u. z. zu holen. Gewöhnlich hat er es auf Tiere abgesehen, die etwas fern von der großen Herde, im Busche weiden. So holte er einst in St. Peter ein Kalb, das sich gerade ein wenig von der Mutter entfernt hatte. Große Tiere greift er nicht leicht an, auch den Menschen nicht, außer zur Nachtzeit und in Fällen, wo er sehr gereizt wird. Doch habe ich von verlässiger Seite gehört, er habe einmal ein Kind geholt, das fröhlich vor dem Hause spielte, während die Mutter

Fußes gefaßt, und dann ist es nicht ohne Gefahr, sich ihm zu nähern.

Einmal vermischten wir auf der Station acht Rindern. Wir dachten an wilde Katzen oder hungrige, fremde Hunde und stellten deshalb einige Marderfallen auf. Eines Abends, gegen 8 Uhr etwa, erschreckte uns plötzlich ein entsetzliches Schreien und Brüllen. Ein Leopard war in eine Marderfalle gekommen! Natürlich war die kleine Falle an sich für so ein großes Tier viel zu schwach und konnte es sich im nächsten Augenblick wieder losreißen. Doch unser Br. Konstanz eilte unerschrocken mit seiner Büchse herbei und stredte das rasende Tier trotz der starken Dunkelheit beim ersten Schuß nieder. Die Kugel war ihm durch den Unterkiefer in den Hals gedrungen. Welch ein Jubel für unsere schwarzen Schulkinder, die von allen Seiten herbeiliefen, das tote Tier anstaunten und zuletzt als willkommenen Festbraten mitnahmen! —



Hinduweiber in Tanga.

in der Küche mit dem Herrichten des Abendessens beschäftigt war.

In Neuköln drang er einmal nachts in den Schafstall ein und erwürgte 9 Schafe. Er war von oben durch das Strohdach hereingesprungen und arbeitete sich später durch die Giebelwand wieder heraus. Doch scheint ihm das Entweichen ziemlich schwer angekommen zu sein, denn die Wand war gehörig zerissen, wahrscheinlich hatte er sich an den zerissenen Schafen übermäßig angegriffen und so an Elastizität und Sprungkraft verloren.

Wir haben in Neuköln in eisernen Klappfallen schon über ein halbes Duzend Leoparden gefangen, unsere Nachbarn in Wilhelmstal gegen zwanzig. Die Regierung zahlt für jedes Tier eine Prämie von 12 Mark. Sieht sich der Leopard in der Falle, so erhebt er ein furchtbares Gebrüll, fletscht die Zähne und versucht jedem, der sich ihm naht, ins Gesicht zu springen. Zuweilen hat ihn die Falle nur am äußersten Ende des

### Wieder eine Woche in Hardenberg.\*)

Von Fr. Chrysostomus, O. C. R.

„So, mein lieber Bruder, das wären die ersten drei Tage gewesen! Von morgens bis abends auf dem Gaul! Aber morgen geht es hinter die Bücher, das es eine Freude sein soll!“

Sagt der Bruder: „Vor der Türe steht ein Schwarzer.“

„Wer bist Du?“

„Ich bin ich.“

„Auch ich bin ich. Wo kommt das andere Ich her?“

„Von Mwenyane.“

„Und was verlangst Du von mir?“

„Weit unten in Mwenyane ist eine Frau schwer krank und verlangt Dich zu sehen!“ — — —

Ach, niemals mehr will ich den Tag vor dem Abend loben. —

Es war gerade der 3. Tag meiner ersten Woche als neugebackener Rektor von Hardenberg. Alle hatten anscheinend mit dem Krankwerden gewartet, bis ich allein war, und so konnte ich nach Herzenslust in der Nähe und Ferne pastoriern. Nacht war es nun, im Dunkel schon war ich nach Hause gekommen. Schnell wurde denn alles zurecht gemacht, 1 Uhr ging ich zu Bett, 4 Uhr heraus, 6 Uhr mit Führer und Sixtus, meinem Leibknappen, hinaus. Nach Mwenyane? Nun, es war Freitag früh, da konnte ich ja nötigenfalls Samstag in Matatiele sein, wo man mich beim Magistrate erwartete.

Matatiele und die mir bereits bekannten Matatieleberge lagen um 11 Uhr hinter uns und unaufhaltsam ging es dem Mwenyaneflüßchen entlang talabwärts. Eine Farm nach der andern ließen wir hinter uns, und die wohlgenährten Herden von Rindvieh und Schafen, die allenthalben in dem trotz des Winters üppigen Grün grast, nahmen unsere Aufmerksamkeit nur wenig in Anspruch. So langten wir am Nachmittag, etwas nach 3 Uhr auf einem Berg oberhalb der prächtig gelegenen Mission der mährischen Brüder an.

„Wo ist die kranke Frau?“

„Weit, weit unten! Dort, wo drüben die Berge zusammenlaufen.“

„Wann kommen wir an?“

\*) Vergleiche „Eine Woche in Hardenberg“. Bergheim, August und September 1906.

„Heute nicht mehr!“  
 „Aber ich muß heute noch hin, Sonntag früh werde ich zuhause erwartet.“

„Mein Pferd ist müde, und ich kann vor morgen früh nicht weiter!“

Damit hatten wir ihn gesehen, denn er war in einer der Talschluchten verschwunden.

Was jetzt? Mein Knappe, des Reitens noch ganz ungewöhnt, war immer schon so bedenklich im Sattel herumgerutscht und hatte dabei mehr oder weniger mißlungene Nachversuche angestellt, so daß auf ihn auch nicht mehr viel Verlaß war. Die Pferde schienen noch nicht allzu müde, und so dachte ich, in der protestantischen Mission einen Führer zu suchen und damit weiterzugehen. Von Frau Pastorin und Töchtern wurde ich mit echt deutscher Herzlichkeit aufgenommen, der Herr Pastor wurde requiriert, nach allen Seiten ausgesandt, um zu erfahren, wo die kranke Frau eigentlich wohnte, und auch gleich ein Führer herbeigeschafft. So war es über 4 Uhr nachmittags.

„Mein lieber Herr!“ so hub Herr Pastor Osboe an, „denken Sie nicht daran, heute noch weiterzugehen. Ich kenn die Wege; greulich! 4 Stunden starken Rittes bei Tag, und in 2 Stunden ist es schon finstere Nacht. Bleiben Sie hier bis morgen!“

„Sonntag früh zuhause! — Frau schwer krank! Ich gehe!“ war meine Logik. Trotz aller Bitten und zum nicht geringen Erstaunen aller ging ich; meinen Jungen aber ließ ich in der Mission zurück. 6 Uhr sattelten wir etwas ab; es war schon dunkel. Als wir wieder aufsatteln wollten, verspürte keines der Pferde Lust, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und beide nahmen Reißaus. Nach langer Mühe waren wir wieder im Sattel. Fort stolperten wir über Stock und Stein, und verloren etwa um 8 Uhr den Weg. Da, ehe es uns bewußt wurde, tollten Gaul und Reiter den Berg hinunter. Nun führten wir die Pferde, und kamen nach vielem Rollern und Fallen unten irgendwo an. Wir hatten in der Ferne Licht gesehen und waren gerade darauf zugegangen.

Endlich kamen wir zu Bacahütten, wo mich alles wie ein nie gesehenes Monstrum anstaunte, an; aber niemand war zu bewegen, uns auf den rechten Weg zu bringen. Guten Rat aber hatten alle, und so fand mein Führer den Weg allmählich wieder. Nachdem ich noch einmal im Mwenyaneßfluß ein unfreiwilliges Bad genommen, langten wir oben an, Pferde und Mannschaft gleich elend. Auf dem ganzen Weg hatte ich hier nicht seltenes Schauspiel in seiner Großartigkeit mich so in Anspruch genommen, daß ich alle Anstrengung vergaß. Zu unserer Rechten nämlich war das Gras auf den Bergen in Flammen. Wie riesige glühende Schlangen wand das Feuer sich hier die geisterhaft gegen den Himmel ragenden Berge hinan, während es dort wie eine leuchtende Krone die höchsten Gipfel umschlang. Ob schon stundenweit entfernt, drang doch das Knistern des verheerenden Elementes an unser Ohr wie das Geknatter von Kleingewehrfeuer scharfschießender Truppen. In der sehr dunklen Nacht war die und da unser Weg recht beleuchtet, und vor allem Schauen und Staunen hatte ich nicht bemerkt, daß es fast 10 Uhr war, als wir bei den Hütten ankamen.

Schnell erkundigte ich mich nach der Kranken. Vor der Türe der Hütte bereits bemerkte ich einen überaus belästigenden Geruch. Die Arme hatte die Gesichtsröthe; sehen konnte sie nicht mehr, sprechen nur höchst unverständlich. Aus Augen, Nase, Mund und

vielen Wunden floß beständig ein jenen üblen Geruch verursachender Eiter. Als ich nach vieler Mühe und Arbeit in der verpesteten Luft die protestantische Katechumenin genügend unterrichtet, bedingungsweise getauft und ihr die letzte Delung gegeben hatte, streckte ich mich nach 12 Uhr auf den Boden einer Hütte in der Nähe aus.

Um 5 Uhr früh ging ich aus den „Federn“, gab den Pferden etwas Mais, um dann im urigen vorbeischießenden Bach durch ein winterlich kühles Bad die schlaffen Glieder neuzubeleben. So ging es wieder zurück, nachdem ich die arme Kranke noch etwas getröstet hatte. Sie war in ihren Schmerzen so ruhig und ergeben, besonders nachdem sie getauft worden war. Noch drei Tage hatte sie zu leiden, um dann ganz ruhig hinüberzugehen zum himmlischen Vater.

Alles war gut; nur eines fiel mir schwer, daß ich nämlich zum ersten Male seit meiner Priesterweihe die



Snaheliweiber in Deutsch-Ost-Afrika bei der Toilette.

hl. Messe entbehren mußte. Bald jedoch tröstete ich mich dadurch, daß ich im Sattel das Offizium zu singen anfang. Frühstück nahm ich auch im Sattel und so ging es munter weiter, bis wir, überall angestaunt wie Geister aus der Unterwelt, in der protestantischen Mission wieder ankamen, 11 Uhr vormittags. Schon kam Herr Osboe uns entgegen, die Pferde wurden eingestellt und gut gepflegt. Ich besichtigte die neue recht hübsche Kirche, die von Herrn Osboe mit Hilfe schwarzer Arbeiter aufgeführt wurde und die ganz gegen Gewohnheit ihrer protestantischen Schwestern ein nettes Türmchen trägt. Herr Bauer, Direktor des Seminars zur Heranbildung schwarzer Lehrer, zeigte mir eingehend und mit größter Liebenswürdigkeit das Seminar und gab bereitwillig über Methode der Erziehung, Lehrgang und dergl. Aufschluß. Diese guten Leute arbeiten mit Eifer und Erfolg, haben auch offenbar viel von der Methode der Trappisten angenommen und noch weiter durchgeführt. — Zum Essen war ich zu müde, ein Glas Zuckerwasser war Erfrischung genug.

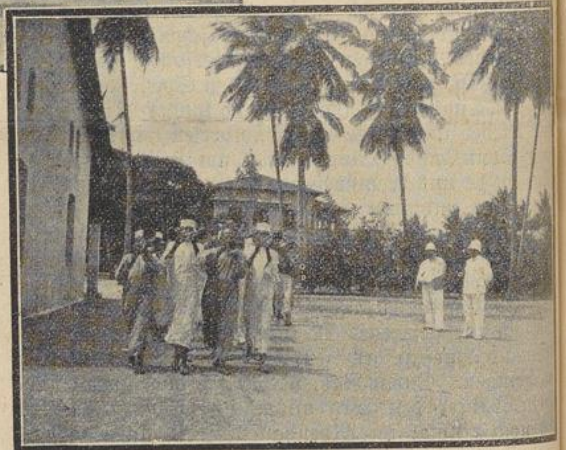
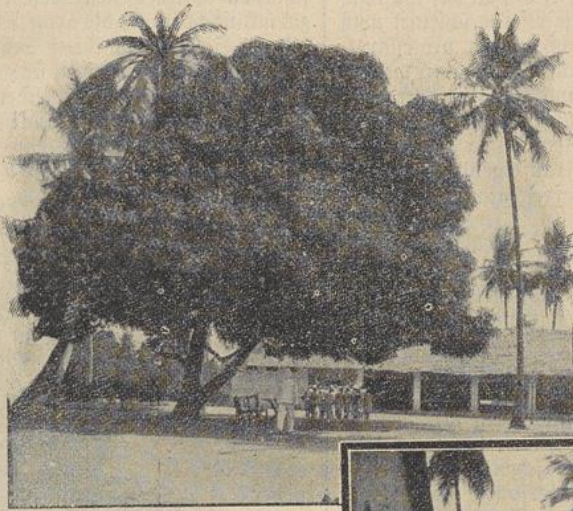
Sixtus hatte sich über gewisse unangenehme Gefühle, die Reulinge beim Reiten zu verspüren pflegen, glücklich hinweggesetzt, und so hoffte ich, vor Nacht noch über die schlimmsten Stellen der Matatieleberge hinüberzukommen. Auf dem Wege besuchte ich noch eine katholische Griquafamilie, die Pferde waren auch nicht mehr frisch, und so standen wir gerade vor den Bergen, als die schweren Schatten der Nacht sich auf denselben lagerten. Selbst für hohe Bezahlung wollte niemand mich während der Nacht durch die Berge führen und erst nach zweistündigem Herumstreifen fand ich einen kath. Griqua, der sich erbot, um 2 Uhr nachts mitzugehen. In seiner elenden Hütte setzte ich mich möglichst unbequem in die Ecke, um ja die Zeit nicht zu verschlafen, weshalb ich auch das mir von einem Farmer angebotene Bett ausgeschlagen hatte. Vor Kälte zitternd kauerte ich da bis 2 Uhr, weckte meinen Mann und fort ging es in die Nacht hinein.

Oben auf der Höhe ist bald der Weg wieder verloren, die Pferde werden geführt, und auf Wegen, die selbst dem bergkundigen Griqua grausig vorkommen, springen und fallen und rollen wir die Berge hinunter. Doch wie es anfängt zu tagen, stehe ich oberhalb Matatiele. Der Führer geht mit dem Pferde zurück, damit Sixtus nachkomme, während Klapper, mein treuer Freund, gewaltig ausholt, so daß, wie die Sonne am Horizont erscheint, Hardenbergs Türmlein, in den goldenen Strahlen sich badend, zum Gruße herüberwinkt. Dort aber hält man gerade großen Rat, wie man Sonntag feiern solle. — P. Bernard hatte Samstags in Matatiele gehört, wo ich hingeritten sei und hatte sagen lassen, vor Montag abends dürfe man mich nicht erwarten. Nachdem Unmögliches möglich geworden war, wollte ich warten, was noch möglich werden könnte.

Kaum habe ich um 12 Uhr die hl. Messe beendet, als eine Frau erscheint, die meldet, droben halbwegs Linden sei eine protestantische Frau schwer krank und verlange den kath. Priester. Heute noch? Für Pferd und Reiter zuviel! Morgen früh! — Montag früh auf die Suche. Endlich gefunden, aber von schwerer Krankheit keine Rede. Ich halte eine einstündige Katechese und empfehle mich, Dienstag früh mußte ich nach Zwartfontein, die hl. Messe lesen. Nun ja, nach dreistündigem Ritt bin ich dort und bis mittag bald wieder zurück. Also nur weiter! — Und wie ich zurückkomme, erfahre ich drüben im Dorfe, daß ein Christ in St. Bernard öffentlich zu den Protestanten übergegangen sei. Trübselig ziehen Pferd und Reiter nach hause. Kaum komme ich da an, als man mir meldet, jener abgefallene Christ habe während der Nacht heftigen Blutsturz bekommen, und verlange dringend, mich zu sehen. Essen und Alles ist vergessen, und wieder geht es auf das Pferd. Doch da habe ich die Rech-

nung ohne den Wirt gemacht. Keines der Pferde will sich von mir besteigen lassen, und wie ich mit Mühe im Sattel bin, will das abgemattete Tier nicht zum Tor hinaus. Doch es muß! Nach glücklich vollbrachter Arbeit komme ich abends 7 Uhr nach Hause, am Mittwoch früh 5 Uhr wieder auf einer andern Stelle die hl. Messe zu lesen. Und noch warten Kranke auf mich. — Da! nun! Daß einem aber alle guten Gedanken zuletzt kommen!

Bruder! Da steht jetzt schon das schöne neue Gips (kleiner zweirädriger Wagen für ein Pferd) mehrere Tage und niemand meldet sich. Vielleicht hat der Schwarze, der es gebracht hat, doch recht, daß es uns gehört. Versuchen Sie 'mal, vielleicht läßt sich unser kleiner Grauschimmel einspannen. Das gäbe ein herrliches Gefährt. Und während ich früh ausritt, hat man gehorsamst und höchst gelungene Versuche gemacht. Das wird jetzt herrlich gehen! — Nach Tisch ging es dann hinaus in die weite Ebene. Neuer Wagen.



Negermusik in Tanga.

Die Schwarzen zeigen großes Talent für Musik und viele haben eine solche Fertigkeit, daß sie mit manchen Weißen konkurrieren können.

neues Pferd! und erst welch zügelkundiger Rosslenker! So famos mag es noch selten gegangen sein, seit Griechenlands kundige Söhne ihre mit feurigen Rossen bespannten Wagen um Trojas Mauern lenkten. Stolz wie ein Sieger in den olympischen Spielen fuhr ich des Abends zum ganz erstaunten Tor der Station wieder herein. — Prrr — ich steig ab — da! weh! der Gaul scheut, ich suche ihn zu halten, werde mitgerissen, geschleift, überfahren. Schnell auf! Gerade noch sehe ich, wie unten am Felsen der Wagen in Stücke geht. Sic transit gloria mundi!

So war es die erste Woche! Und in der dritten Woche kamen Rechnungen von Wagensteller, Schmied und Sattler für Ausbesserung eines nach Mariage gehörigen, in Hardenberg gar übel zugerichteten Gips. Und wie immer: Wer den Schaden hatte, brandete für den Spott nicht zu sorgen. —

## Die schwarzen Kinder bei der Feldarbeit.

Von Schwester Emerita.

Mariannhill. — Es war im August vor. Frs., als ich ganz unerwartet den Auftrag erhielt, mit den schwarzen Schulmädchen zur Arbeit zu gehen. Ich gehe aufrichtig, es wurde mir dabei ordentlich bange. Ich kannte damals kaum das eine oder andere kaffrische Wort, und sollte nun von diesen „Wildlingen“ einen ganzen großen Haufen zur Arbeit führen und die ganze Zeit hindurch gehörig überwachen, sie die Arbeit lehren ihnen in allen Zweifeln schnellen Aufschluß geben! Das überstieg meine schwachen Kräfte weit; doch ich dachte an das Wort unserer guten Rosenmeislerin: „Wenn im Gehorsam etwas von uns verlangt wird, so gibt der liebe Gott auch die Gnade, es zu vollbringen.“ Das gab mir wieder einigen Mut.

Tatsächlich ging es auch viel besser, als ich gedacht hatte. Wohl brauchte es anfangs viele Geduld, bis wir uns gegenseitig verstanden, denn den Kindern kamen meine deutschen Ausdrücke so fremd vor, wie mir ihre kaffrischen. Doch schon nach wenigen Wochen ging es ganz prächtig. Sie haben große Freude daran, daß ich ihre Sprache so schnell und freudig lerne und sind mir in jeder Weise dabei behilflich. Manchmal sagen sie mir auch, was ich im Anfang Verkehrtes dahergesprochen habe, und dann müssen wir gegenseitig herzlich darüber lachen.

Unsere Tagesordnung ist folgende: Jeden Morgen etwas nach 9 Uhr, d. h. gleich nach Beendigung des Unterrichts, geht es auf das Feld hinaus zur Arbeit. Zuerst rennt jedes aus Leibeskräften einer kleinen Blechhütte zu, um sich hier die beste und schärfste Hache zu erobern. Der Streit und Lärm, der darüber entsteht, ist wahrlich nicht klein, umso größer dann aber auch die Befriedigung derer, die sich jagen können, sie hätten ein gutes Werkzeug bekommen, denn auch hier heißt es: Gut gefattelt, ist halb geritten. Solange der Durcheinander nicht allzu groß ist, lasse ich sie dabei ruhig gewähren, denn das erhält sie bei fröhlichem Sinn und frischem Mut, was für die nun kommende Arbeit von großem Vorteil ist. Ja, wenn ich ganz aufrichtig sein will, muß ich offen gestehen, daß ich mich zum großen Gaudium der Kinder auch persönlich schon ganz energisch an dem Kampf um die beste Hache beteiligt habe.

Doch, wo bleibt da die Ordnung? Diese kommt jetzt! Denn sobald jedes seine Hache hat, stellen sich die Kinder paarweise im Hofe auf, und dann geht es gemeinsam frisch und fröhlich aufs Feld hinaus. Auf dem Arbeitsplatze angekommen, beten wir zunächst miteinander kniend ein Ave Maria, und dann beginnt die Arbeit.

Auch hier fehlt es nicht an bunter Abwechslung. Wenn beim Kaffer eine Arbeit von flatten gehen soll, muß er dabei singen, irgend einen nichtsfagenden Reim, den er dann viel hundertmal wiederholt; und

wie die Alten jungen, so zwitschern auch die Jungen. Dann kommt eines daher und bittet um Wasser, ein zweites zeigt seine zerbrochene Hache, ein drittes hat aus Versehen eine Pflanze mitausgehauen und bittet nun ganz demütig dafür um eine Buße. Dann kommt ein sonderbarer Käfer zum Vorschein, eine Maus, ein Frosch oder gar eine Schlange, die natürlich sofort unter allgemeinem Zulauf getötet wird. Jetzt fliegt ein sonderbarer Vogel über ihre Köpfe hin, dann kommt von ferne ein 18spänniger Ochsenwagen daher, ein Trappisten-Missionär reitet zur Katechese hinaus, oder ein reicher Engländer kommt in feiner, hocheleganter Kalesche mit zwei mutigen Kappen in scharfem Trab dahergefahren. . . Und da gibt es nichts, was von den scharfen Augen dieser schwarzen Krausköpfe unbemerkt bliebe, und das nicht von ihrem Standpunkte aus des langen und breiten gehörig besprochen wurde. Der Arbeit selbst tut all das keinen wesentlichen Eintrag, im Gegenteil der beständige Wechsel und die



Kinder bei der Arbeit.

fortwährenden Neuigkeiten, die es da zu sehen, zu besprechen und zu besingen gibt, erhalten sie bei der nötigen Frische und Arbeitskraft.

Ist die Arbeit getan, so beten wir zunächst wieder ein Ave Maria und kehren dann in langer Doppelreihe mit der Hache über der rechten Schulter zum Kloster zurück. Derselbe Aufzug wiederholt sich um 1/2 Uhr nachmittags. Der Schulunterricht findet am Abend statt.

Inzwischen haben wir uns schon recht gut zusammengewöhnt, und ist mir die Feldarbeit mit meinen munteren schwarzen Kindern zur denkbar liebsten Beschäftigung geworden, die ich um keinen Preis mehr missen möchte.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,  
Weil unter dem Schnee frisch grünt die Saat;  
Erst wenn im Lenz die Sonne lacht,  
Spürst du, was Gutes der Winter tat.

Und dünkt die Welt dir öd und leer,  
Und sind die Tage dir rau und schwer,  
Sei still und habe des Wandels acht:  
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

J. W. Weber.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.

(Fortsetzung.)

### Rosenkranz.

Der Monat Oktober ist der sog. Rosenkranzmonat. Während die Kirche zum fleißigen Beten des Rosenkranzes auffordert, macht die Welt allerlei Einwände dagegen. So behauptet sie:

Der Rosenkranz ist ein langweiliges und darum geiststörendes Gebet. Es verleitet die gewöhnlichen Leute dazu, ihr Gebet zum Lippengebet zu machen, während ihr Herz weit von Gott ist.

Darauf gibt das „Moderne ABC“ für Gebildete aller Stände vom Jesuitenpater Brors folgende Antwort:

Das sind wieder leere Behauptungen, die nur Jemand aufstellen kann, welcher niemals den Rosenkranz gebetet hat, vielleicht auch nicht einmal weiß, wie er gebetet wird.

Der Rosenkranz besteht aus 15 „Gefegen“; jedes „Gefeg“ aus mündlichem und betrachtendem Gebet. Das mündliche Gebet bilden die bekanntesten Gebete des kath. Christen, das „Vaterunser“ und das „Gegrüßet seist Du Maria“. Wer diese Gebete langweilig nennt, hat noch keines von beiden andächtig gebetet. Das betrachtende Gebet bezieht sich auf die Begebenheiten oder Geheimnisse aus dem Leben Jesu, 5 Geheimnisse aus dem Leben der Kindheit Jesu, fünf aus dem Leiden und 5 aus dem glorreichen Leben Jesu. Der Form nach ist der Rosenkranz ein äußerst leichtes Gebet für jedes Kind und jeden Ungebildeten; der Art nach die beste Weise des Gebetes, nämlich die Verbindung von mündlichem und betrachtendem Gebet; dem Inhalte nach ein großartiges Gebet: Das Vaterunser, der englische Gruß an Maria, das Leben Jesu: Schöneres findet sich nicht zusammen.

Wenn auch der Rosenkranz hier und da nur mechanisch gebetet wird, so soll das nicht sein — und wenn es doch geschieht, so müssen wir eben mit der menschlichen Schwäche rechnen, die nicht immer vollkommen handelt. Jedenfalls beten die Leute, die über den Rosenkranz spotten, gewöhnlich weniger und schlechter als die Leute, welche den Rosenkranz lieben.

Der Rosenkranz ist so recht ein Gebet für das Volk — aber auch für den Gebildeten ist er nicht zu einfach. Leo XIII. gilt als einer der gebildetsten Männer unserer Zeit, gewiß als der größte Gelehrte auf dem Throne — er betet aber täglich seinen Rosenkranz. Wenn ein Windthorst Freude am Rosenkranz fand, so beweist das mehr als das Gespött von tausend Halbgebildeten.

### Auf der Eisenbahn.

Ueber ein Zusammentreffen im Eisenbahn-Kooper erzählt der französische Pater Joseph, Gründer und Direktor des Waisenhauses zu Douvaine, folgendes:

Neulich bestieg ich auf einer apostolischen Reise zu Culoz den Eisenbahnzug.

Kaum saß ich auf meinem Platz, da kam noch ein vornehm aussehender Herr herein, der, ohne Zweifel durch meine Gegenwart bewogen, sehr bald anfang, die zahlreichen Liebenswürdigkeiten, gegen die Geistlichkeit von sich zu geben, die man in unserem unglück-

lichen Frankreich täglich in den schlechten Zeitungen lesen kann.

Zuerst war ich nur mit dem Breviergebet beschäftigt, bis dieser Beseßene auf einmal, ohne mich durch mein ruhiges Verhalten gereizt, den Geistes (ehelosen Stand) der Geistlichen angriff, mich ansetzte und direkt fragte, warum ich nicht heirate.

„Weil ich keine Lust dazu habe,“ sagte ich einfach, „und seit wann müssen denn die Menschen ihren Willen heiraten? Uebrigens, mein Herr, Sie haben an mich eine Frage gestellt, gestatten Sie mir jetzt auch, daß ich eine an Sie richte:

Warum also wünschen Sie, daß ich heirate?“

„Warum?“ lachte er, „ei der Tausend, das doch sehr einfach, damit Sie Kinder haben!“

„Kinder! Je nun, wenn das alles ist, deren habe ich genug.“

„Wie?“ versetzte mein Gegenüber, „Sie haben Kinder?“

„Ja, mein Herr!“

„Wie viele?“

„Ungefähr hundert!“

„Hundert Kinder haben Sie?“

„Allerdings, wie gesagt.“

Ich zeigte ihm meine Karte, als Waisenhaus-Direktor.

Kaum je sah ich einen Mann, der so aus der Fassung geriet.

Schüchtern fuhr er fort: „Ich sehe, es sind Waisenkinder, aber womit ernähren Sie die alle?“

„Mit meinem Schweisse und den Almosen derjenigen, die noch ein Herz dafür haben. Aber, wenn Sie, fuhr ich fort, wenn ich verheiratet wäre, so müßte ich auf dies saure Geschäft verzichten, um mich meiner eigenen Familie zu beschäftigen, und diese kleinen Kinder, die in der Welt weder Eltern noch Verwandten haben, wären dann verloren!“

„Das ist wahr,“ sagte er, „was Sie da tun, mein Herr, ist sehr schön.“

Dann nahm er seine Börse heraus und gab mir ein 20 Francs-Stück mit den Worten:

„Erlauben Sie, daß ich etwas zu Ihrem Waisenhaus beitrage.“

Ich nahm es gerne an, drückte ihm die Hand und sagte ihm mit meinem freundlichsten Lächeln: „Sehen Sie, lieber Herr, Sie machen sich viel böser an Sie selbst. Sie haben zwei Fehler. Der erste besteht darin, daß Sie nur schlechte Zeitungen und schlechte Bücher lesen, und wer nur eine Glocke hört, hört auch nur einen Ton.“

„Der zweite Fehler ist der, daß Sie die Priester zu wenig besuchen und beobachten, sonst würden Sie schon gewahr werden, daß das Priesterherz das Herz Jesu Christi vertritt, der so durch das Herz eines Priesters alle seine Brüder liebt. Lieben aber heißt, nicht nur sein Geld, sondern auch sich selbst hingeben. Wenn ich verheiratet, so könnte ich weder das eine noch das andere tun.“

Leider waren wir jetzt an der Station angekommen, wo wir uns trennen mußten.

Ich aber fühlte, daß ich diesem Manne etwas getan hatte, besonders dadurch, daß ich ihm Gelegenheit gegeben hatte, einen Akt christlicher Liebe zu vollbringen.

## St. Josephsgärtchen.

### Abreise der hl. Familie gen Bethlechem.

Mit wunderbar demüthiger Gesinnung nahm Maria von allem, was Anna reichlich vorgesorgt hatte, nur 2 Stücke mit. Sie hatte das Gefühl, daß sie nur arm sein könne und müsse. In diesem Gefühle hatte sie gesprochen: „Sieh, ich bin eine Magd des Herrn“. Sie wußte ja aus den Schriften der Propheten über



Aus B. Kählen's Kunstverlag in M.-Glabbad.  
Maria vom guten Rat.

die Geburt des Messias. Immer rief ihr sehnfüchtiges Gebet nach der Ankunft des Messias und pries im voraus selig diejenige, welche Mutter des Erlösers werden durfte. Da sie aus den Prophetenstellen wußte, daß der Heiland in Bethlechem geboren werden sollte, fügte sie sich um so freudiger dem göttlichen Willen und trat die Reise an, welche um diese Jahreszeit beschwerlich war, denn es war bereits kühl in den Bergen. Mittwoch, den 14. November sah ich die heiligen Reisenden auf dem Gefilde, Chimki genannt, 6 Stunden von Nazareth angelangt, wo der Engel dem hl. Joseph vorgestern erschienen war; dann sah ich die heilige Familie weiter ziehen gegen das Gebirge Gelbon. Donnerstag Nacht sah ich die heilige Familie durch ein sehr kaltes Thal ziehen. Die hl. Jungfrau litt unter der Kälte und sagte zu Joseph: „Wir müssen ruhen, ich kann nicht weiter ziehen. Die heilige Jungfrau lehnte zu Gott, er möge sie doch nicht durch die Kälte Schaden leiden lassen. Da durchdrang sie auf einmal eine so große Wärme, daß sie dem hl. Joseph ihre Hände darreichte, die seinigen daran zu wärmen. Sie erquickten sich hier etwas mit Bröthen und Früchten, die sie mit sich führten; ich sah sie nie viel essen;

sie tranken von dem Wasser des nahen Brunnens mit Balsam gemischt. Joseph sprach gar tröstlich mit der heiligen Jungfrau; er ist so gut und tut es ihm leid, daß die Reise so beschwerlich ist. Als sie über Kälte klagte, sprach er von der guten Unterkunft, die sie in Bethlechem finden würden und tröstete sie auf jede Weise.

Freitag, den 16. November. Heute sah ich die hl. Familie an einem großen Bauernhose ankommen. Der Mann wies in Abwesenheit der Hausfrau den hl. Joseph ab und meinte, er kann wohl noch weiter kommen. Sie kehrten dann in einem leeren Hirtenschuppen ein. Einige Hirten gaben ihnen Stroh und kleine Reiserbündel, um Feuer zu machen. Diese Hirten gingen auch nach dem Hause, wo der hl. Joseph abgewiesen worden war und erzählten der heimkehrenden Frau, welche wunderbare Frau und welcher ein liebreicher frommer Mann diese Reisenden seien, worauf diese es ihrem Manne verwies, daß er diese guten Leute abgewiesen habe. Später ging die Frau nebst zwei Kindern zu der hl. Familie und brachte ihnen Lebensmittel, auch der Mann kam und bat sie um Verzeihung. Er riet ihnen, noch eine Stunde weiter zu ziehen, wo sie eine gute Herberge finden könnten um Sabbat zu feiern.

Nachdem sie noch eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, kamen sie an eine ansehnliche Herberge. Joseph bat den heraustretenden Wirt um Herberge, dieser aber entschuldigte sich, weil sein Haus voll von Menschen sei. Die Frau des Wirtes trat auch hinzu, und als nun die hl. Jungfrau ihr nahte und so dehmütig um Herberge bat, ward die Frau von tiefer Rührung ergriffen und auch der Wirt konnte nicht widersprechen. Er machte ihnen in einem naheliegenden Schuppen einen bequemen Raum und stellte ihr Lastier in einen Stall.

Joseph bereitete hier seine Sabbatlampe und hielt unter derselben betend mit der hl. Jungfrau den Sabbat gar rührend und fromm; sie aßen dann noch einige Bissen und ruhten auf den ausgebreiteten Maten.

Sabbat, den 17. Nov.



B. Kählen, M.-Glabbad.  
St. Maria,  
die Himmelskönigin.

### Ein Universalmittel ersten Ranges,

hergestellt von den berühmten Kirchenlehrern St. Bernardus und Franziskus Salesius-Minca.

Nimm die Wurzeln des Glaubens,  
Grüne Blätter der Hoffnung,  
Rosen der Liebe, —  
Den Weihrauch des Gebetes,  
Myrrhen der Abtötung  
Und Holz vom Kreuze.



Kardinal Simor,

der im Jahre 1867 in der Wiener Pfarrkirche den Kaiser Franz Joseph als König von Ungarn salbte und krönte.

Binde dies alles zusammen in das Bündelchen  
der Ergebung in Gottes hl. Willen,  
lege es ins Gefäß der Andacht,  
begieße es mit dem Weine christl. Heiterkeit  
und dem Wasser hl. Mäßigkeit,  
und stelle es ans Feuer der göttlichen Liebe.  
dann setze es an den kühlen Ort der Betrachtung  
u. verschließe es mit dem Deckel des Stillschweigens.

Nimm früh am Morgen und spät am Abend eine  
Tasse von diesem kostbaren Getränk, so wirst du zeit-  
lebens der besten geistigen Gesundheit dich erfreuen.

Zu beziehen in der Apotheke der hl. Seitenwunde  
unseres Herrn Jesu Christi.

### Ein Geldproß durch eine Bettlerin beschämt.

Um die Mitte der sechziger Jahre hatten die Damen Wiens eine Sammlung für den Peterspfennig veranstaltet, die sie an den Toren der Kathedrale von St. Stephan in eigener Person vornahmen. Groß war die Menge, die sich um die vornehmen Bettlerinnen drängte und Goldstücke im Vereine mit dem Kreuze der Armen und dem Silberstücke des kleinen Bürgers hielten sich auf den Tellern, die sie den Umstehenden entgegenhielten. Ein Wiener Geldmann glaubte eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, seinen Geist und Unglauben zur Schau zu bringen. Er näherte sich der vornehmen Dame, die ihm ihren Teller entgegenhielt, blickte mit einer Miene an, die er liebenswürdig machen suchte, nahm vor den Augen aller aus seinem Portefeuille eine Banknote, die er mit majestätischer Langsamkeit auseinanderfaltete — indem er sich vor der Dame verneigte, gab er auf eine arme Frau zu, die am Eingangsbettelte, und überreichte ihr die Banknote, indem er mit lauter Stimme sagte: „Nimm meine Liebe, das ist für Dich. Ich ziehe es den Armen zu geben“, als dem Papst und den Kardinälen, die haben mein Geld nicht nöthig um in vergoldeten Kutschen zu fahren und gut zu essen“. Die Bettlerin nahm erröthend die Banknote, stand auf, ging auf die bittende Dame zu, die alles gesehen und gehört hatte und legte die Banknote auf den Teller, indem sie einfach sagte: „Für den Peterspfennig“. Der Geldmann begriff, daß er sich lächerlich gemacht und verlor sich eilig unter der Menge beschämt und wütend darüber, daß er sein Geld so schlecht angelegt. Aber auch die Bettlerin war ganz verwirrt über das, was sie getan und hatte sich eilig entfernt, um dem Beifall der Zeugen dieses Austrittes auszuweichen. Als man dem Grafen von Chambord diese Tat der armen Frau erzählte, wurde er darüber bis zu Tränen gerührt und er gab dem Grafen de Monti, sich sogleich zur armen Frau zu verfügen, um ihr eine Kasse mit 1000 Franken mit seinen Glückwünschen zu überbringen. „Niemals hatte ich eine angenehmere Sendung zu verrichten“, erzählte später der Graf de Monti, „die Geistesgegenwart dieser Frau stand auf der Höhe der des Grafen von Chambord. Sie war erstaunt über die Großmuth des Grafen und konnte nicht begreifen, warum er sie wegen etwas beloben konnte, was sie doch ganz natürlich fand. Es schien ihr, daß sie durch die Annahme der Banknote sich der Unverschämtheit jenes Geldproßen theilhaftig gemacht hätte, nachdem er sich einer solchen Unbill gegen die für den Papst bittende Dame schuldig gemacht und ohne zu überlegen, durch ihr christliches Gefühl getrieben, habe sie sich beeilt, die Unbill gut zu machen. Nichts hätte sie bewegen können, ein solches Annehmen anzunehmen.“ Sie in ihrer Einfalt zögerte, die Banknote des Fürsten anzunehmen und sich so den Anschein zu geben, als wollte sie sich für ihr Opfer bezahlen lassen. Und doch sah es so ärmlich aus in ihrer Wohnung, ihre Kinder trugen kaum die dürftigste Kleidung; sie nahm also mit Dank die Gabe des Fürsten an.

## Zur Unterhaltung und Belehrung.

### Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

Während sie so dalag, kam plötzlich eine Frau durch das Schlupfloch hereingetrochen. Ich verbeugte mich vor ihr, denn es war Unandi, die Mutter des Königs, welche nun den Ehrennamen „Sonnenmutter“ erhalten hatte. Es war dieselbe Frau, der meine Mutter die Schale Milch verweigert hatte.

„Niemals, Baleka, niemals! Im Gegenteil, schon als kleines Kind schlug er mir ins Gesicht und zer-  
raufte mir die Haare.“

„Möglich, Sonnenmutter, daß Dein Kind von je-  
her anders geartet war als die übrigen Sterblichen,  
doch bedenke, daß Du, falls des Königs Befehl vollzo-  
gen wird, keine Enkelkinder haben wirst in Deinen alten  
Tagen. Dazu lebt der König in beständigem Krieg,

Von den Resten napoleonischen Glanzes birgt  
Schloß Fontainebleau die „Prachtwiege des Königs  
von Rom“. Das kostbare Mahagonimöbel mit  
seinen Bronzebeschlägen und hellblauem Atlasfutter  
gleicht einem kleinen Triumphbau. Ueber dem Kopf-  
teil, aus dem goldene Palmwedel aufsteigen, hält  
eine geflügelte Viktoria die Lorbeerkrone des künf-  
tigen Imperators. Schwere Füllhörner tragen das  
Ganze, und der Blick des kaiserlichen Kindes traf  
auf den symbolischen Adler zu seinen Füßen,



Napoleons Ziegenwagen.

Aus den Kindheitstagen des Niglon ist noch heute der in hoher  
Reinheit gebaute „Ziegenwagen“ erhalten, in dem der Prinz so gern  
im Zoolingarten zu kutschieren pflegte. Bis in die Deichselstange,  
die Speichen der vierfachen Räder feiert der Feinsinn und das Ge-  
fühl der Kunstschöpfung. Ein breites Wappenreliefband  
umgibt das leichte Gefährt, und wie ein gestirnter Himmel glänzt  
es darunter.

„Sei gegrüßt, Mutter der Sonne“, redete ich sie an.  
Sie erwiderte kurz meinen Gruß und erkundigte sich  
dann nach dem Befinden Balekas. Verwundert fragte  
sie, weshalb sie denn so weine.

„Ich weine“, erwiderte Baleka, „weil dieser Mann  
hier, der von Geburt mein Bruder ist, in mörderischer  
Eile wartet, bis mein Kind geboren ist. Da steht  
er und zwar auf Befehl des Königs, meines Vaters  
und Deines Sohnes. O Sonnenmutter, lege Du Für-  
bitte für mich bei jenem ein, dem Du einst das Leben  
gegeben! Dein Sohn wurde nicht umgebracht am Tage  
seiner Geburt!“

„Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn man ihm  
schon am ersten Tag das Lebenslichtlein ausgeblasen  
hätte. Viele, die jetzt tot sind, würden dann heute noch  
das Licht der Sonne sehen.“

„Mag schon sein, Mutter der Zulus, doch sieh', als  
Kind war er einst lieb und gut.“



Prachtwiege des „Königs von Rom“  
im Schloß von Fontainebleau.

wie leit kann er da umkommen, und soll mit ihm der  
königliche Stamm aussterben?“

„Das Haus der Senzangacona stirbt damit nicht  
aus, denn der König hat noch Brüder.“

„Das schon, doch es sind nicht Deine leiblichen Kin-  
der, Mutter. Ach, habe doch Mitleid mit mir. Sieh',

Du bist eine Frau wie ich! Rette mein Kind oder töte mich zugleich mit demselben!"

Da wurde das Herz Unandis weich; ich sah eine Träne in ihrem Auge glänzen.

"Mopo", sagte sie, "gibt es hier keinen Ausweg? Läßt sich denn gar nichts machen? Ich weiß, der König will das tote Kind sehen und steckt voll von Argwohn. Dazu haben hier die Wände Ohren. Ach, ich weiß, wo wir morgen liegen würden, wenn...."

"Gibt es denn keine andern neugeborenen Kinder im Zululand," unterbrach sie Baleka. "Weshalb soll denn gerade mein Kind sterben? Mopo, mein Bruder, höre mich, und auch Du, Königin der Sonne, wende Dein Angesicht nicht von mir! Siehe, Mopo,



Chinesische Schauspielerin.

Das sehr seltene Bildnis einer jungen chinesischen Schauspielerin — unseres Wissens werden weibliche Rollen in den Chinesischen Theatern erst neuerdings nicht mehr von Knaben und Jünglingen gespielt, — wird viele interessieren. Die Japaner haben selbst dafür gesorgt, daß man von ihrer Bühnenkunst in Europa eine gute Vorstellung gewinnen konnte, aber die Chinesen sind hierin viel zurückhaltender, obgleich das Theater in ihrem Leben keine unbedeutende Rolle spielt und ihre Bühnenliteratur recht reichhaltig ist. Nach unseren Begriffen steht ihre Schauspielerkunst übrigens noch im Anfangsstadium und ist über ganz konventionelle Formeln, die aber dabei meist von sehr realistischem Charakter sind, nicht hinausgekommen.

Dein Weib ist gleich mir der Entbindung nahe. — Mehr brauche ich nicht zu sagen. — Bloß das Eine füge ich bei: ich will um jeden Preis mein Kind gerettet sehen, wo nicht, so sollt Ihr beide mit mir zu Grunde gehen. Denn ich will dem Könige sagen, Ihr wäret hieher gekommen und hättet ein böses Komplott wieder ihn geschmiedet. Mein Kind woltet ihr am Leben lassen, ihn selbst aber umbringen. Nun wählet und zwar schnell!" —

Peinliche Stille herrschte ringsum. Voll Schrecken starrten wir auf Baleka. Ich kannte meine gute Schwester kaum mehr; die Liebe zu ihrem Kinde hatte sie wie wahnsinnig gemacht.

Wir überlegten hin und her. Zuletzt willigten wir ein und schwuren uns gegenseitig die heiligsten

Eide zu, unverbrüchliches Stillschweigen darüber zu halten.

"Es mag nun gut sein, Bruder," sprach Baleka, "was nun einmal sein muß, tue schnell, und laß jetzt allein, denn die Wehen haben mich bereits fallen." —

Ich ging, ging mit gebrochenem Herzen. Ich wollte wirklich mein eigenes Kind töten, um das ige zu retten? Nein, das konnte und wollte ich nicht. Sollte ich eines Kindes wegen bei einem so grausamen und argwöhnischen Herrscher, wie Tschaka war, mein eigenes Leben der höchsten Gefahr aussetzen? Wohl auch das nicht! Was dann? — Fliehen wollte ich nicht fort, weit fort von hier, um bei irgend einem fremden Stamme neu zu beginnen. Soviel war ich hier konnte ich nicht länger leben; im Schatten Tschakas da gab es nichts als den Tod.

Voll von diesen Gedanken trat ich in meine Kammer und hörte da, wie mein Weib soeben von Zwillingen entbunden worden war. Das eine Kind war ein Knabe, das spätere den Ehrennamen N a d a, die Tochter oder Nada, die Bille, erhielt, das andere, ein Mädchen, war tot. —

Da kam mir plötzlich ein Gedanke in den Sinn. Ja, hier war ein Pfad, der einen Ausweg bot!

"Gib mir den Knaben her," sagte ich zu meinem zweiten Weib, das allein noch zugegen war, denn alle übrigen hatte ich hinausgehen heißen. "Gib mir den Knaben her, denn er ist nicht tot, ich will außerhalb des Kraals mit meinen Medizinen sein Leben bringen."

Unadi wollte Einwendungen machen, doch ich riß ihr das tote Kind, wickelte es in ein Bündel Stroh und wand um das Ganze eine künstlich geflochtene Grasmatte.

"Daß Du mir still bist," herrschte ich das Weib, "und keinen Menschen in die Hütte eintreten laß, bevor ich zurückkomme. Lassest Du nur eine Silbe von verlaute, so versagt meine Arznei die Wirkung und das Kind bleibt wirklich tot!"

Das Weib stand verwundert da, denn es war uns gar nicht Brauch, bei der Geburt von Zwillingen beide leben zu lassen; ich aber rannte mit meinem Bündel dem Harem des Königs zu.

Als ich in Balekas Hütte trat, sagte Unandi, immer noch als die einzige Zeugin zugegen war: "Mein Kind ist geboren! Schau es an, Mopo, Sohn Mafedama!"

Es war ein kräftiger Knabe mit großen schwarzen Augen, die genau jenen des Königs glichen.

"Das darf in der Tat nicht sterben," flüsterte Unandi; "hast Du ein anderes dafür, Mopo?"

Ich wickelte mein Bündel auf und zeigte ihr das tote Kind Matrophas. Um den Schein zu erwecken, als hätte ich es erwürgt, wand ich einen Grasstreifen um seinen Hals und wickelte es hierauf wieder in die Matte ein. Dann nahm ich das lebende Kind und gab ihm eine gewisse Arznei in den Mund, welche eine betäubende Wirkung hatte, die Zunge auf kurze Zeit zu betäuben wickelte es sodann in ein Bündel Medizinen, wand es in eine Grasmatte darüber und hängte es mir über die Schultern.

Mit der Mahnung, ja keinem Menschen ein Wort davon zu sagen, verließ ich die Hütte und um mit meiner Doppelbürde schnellstens dem eigenen Kraale zuzueilten, doch, da wollte es das Unglück vor dem Eingange des Harems bereits drei Boten

warteten, mit der Meldung, sofort zum Könige kommen.

„Ich komme gleich,“ entgegnete ich, „nur muß ich noch einen Augenblick nach meinem kranken Weib schauen. Hier habt ihr übrigens, was der König will.“ Mit diesen Worten reichte ich ihnen das Bündel mit dem toten Kinde hin.

Doch die Boten erwiderten gelassen: „Also lautet der Befehl des Königs; sein Wille ist vielmehr, du selbst sofort vor ihm erscheinst.“

Da ward das Herz in mir zu Wasser. Sollte er nicht bereits alles wissen? Könige haben lange Geduld. Ich trug des grausamen Herrschers Kind auf meinem Rücken und sollte es nun wagen, damit vor dem Löwen zu erscheinen. Meine Lage war schrecklich, ich mußte gehorchen. Außerlich ruhig, im Herzen voll Furcht und Schrecken, wandte ich dem Königs-Bote zu.

Die Sonne ging eben unter. Tschaka saß in dem dunklen Hofraum vor seiner Hütte. Ich ließ mich ein Knie nieder, gab ihm den königlichen Gruß und harrete sodann seines Befehles.

„Steh auf, Sohn des Makedama,“ sagte er.

„Ich kann nicht aufstehen, Löwe der Sulus,“ erwiderte ich, „bevor ich des Königs Verzeihung erhalten habe; denn an meinen Händen klebt königliches Blut.“

„Wo hast du es?“ forschte er finster.

Ich zeigte auf die Matte in meiner Hand.

„Laß mich's sehen!“

Ich widelte die Matte auf. Er betrachtete das tote Kind und lachte dann laut auf. „Es wollte einst König werden,“ sprach er sodann, „doch ein guter Ratgeber hat es rechtzeitig beiseite schaffen. Mopo, du hast den künftigen König ermordet, fürchtest du dich nicht vor mir?“

„Nein, schwarzer Fürst, denn ich tat es im Auftrag dessen, der gegenwärtig wirklich König ist.“

Er lächelte. „Setz dich nieder, Mopo,“ sagte er dann, „ich möchte ein wenig mit dir plaudern. Morgen sollst du fünf Ochsen für deine Tat haben und dir selber persönlich in meiner Herde aussuchen dürfen.“

„Mein Herr ist gnädig! Er will mir Speise geben,“ er sieht, wie eng mein Gürtel ist. Doch möge der König gnädigst gestatten, daß ich mich entferne. Mein Kind ist krank und ich möchte deshalb gerne nach Hause sehen.“

„Nein, warte ein wenig! — Sag mir, was macht Baleka, meine und deine Schwester?“

„O, es geht ihr gut.“

„Weinte sie nicht, als du ihr das Kind nahmest?“

„Nein, Herr; sie sagte einfach: „Des Königs Wille ist mein eigener Wille!““

„Das ist gut; wenn sie geweint hätte, so hätte ich samt ihrem Kinde umbringen lassen. Wer war bei ihr?“

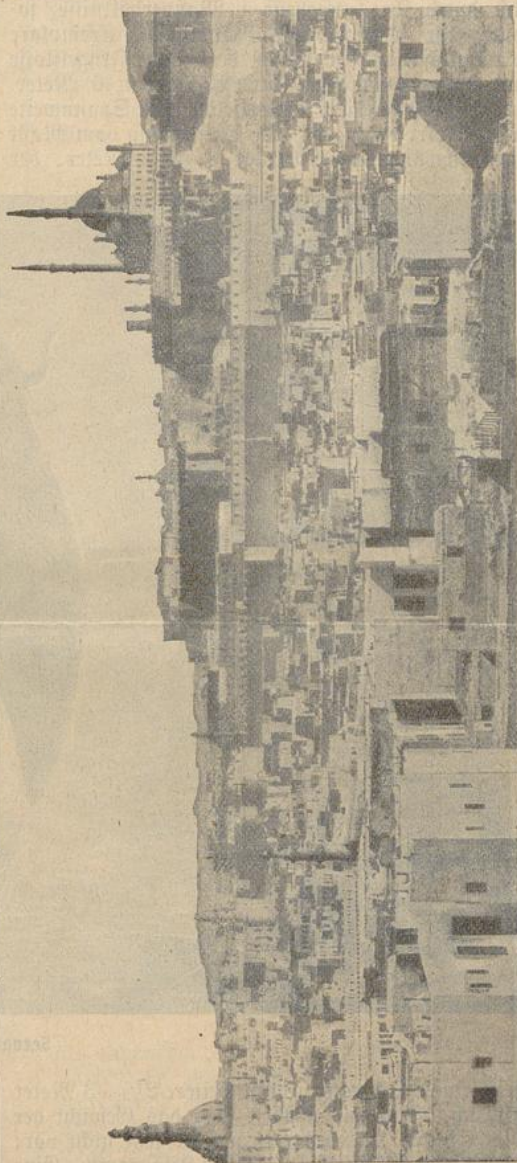
„Anandi, die Mutter der Sonne?“

Da versunkerte sich das Angesicht Tschakas. „Wie, Anandi, meine Mutter? Was hatte denn sie daselbst schaffen? — Sollte sie vielleicht? . . . — Beim Himmel, und wenn sie zehnmal meine Mutter wäre . . .“ Er schwieg eine Weile, dann begann er mit argwöhnisch-forschendem Blick, indem er dabei mit seinem Finger nach dem Bündel zwischen meinen Schultern zeigte: „Was hast denn du da drinnen?“

„Medizin, mein Herr und König.“

„Es ist ein wenig viel; das reichte ja hin, ein ganzes Heer damit zu doktoren; wie, mach' mir einmal das Bündel auf!“

„Mein Vater, ich gestehe offen, daß mir bei diesen Worten das Mark in allen Gebeinen zerrann. Mußte er nicht, sobald ich das Bündel öffnete, das Kind sehen? Und was dann?“



Gesamtansicht von Kairo, mit den Festungsruinen und der größten Moschee der Hauptstadt. (Siehe Karte rund um Afrika Seite 237.)

„Es ist eine verzauberte Medizin,“ entgegnete ich ausweichend, „und daher keineswegs ratsam, sie anzusehen.“

„Dummes Zeug,“ rief er ärgerlich. „Mach' mir sofort das Bündel auf! Weshalb soll ich denn eine Medizin nicht ansehen dürfen, die ich das ganze Jahr hindurch verschlingen muß? Uebrigens bin ich selbst der erste Doktor im ganzen Land!“

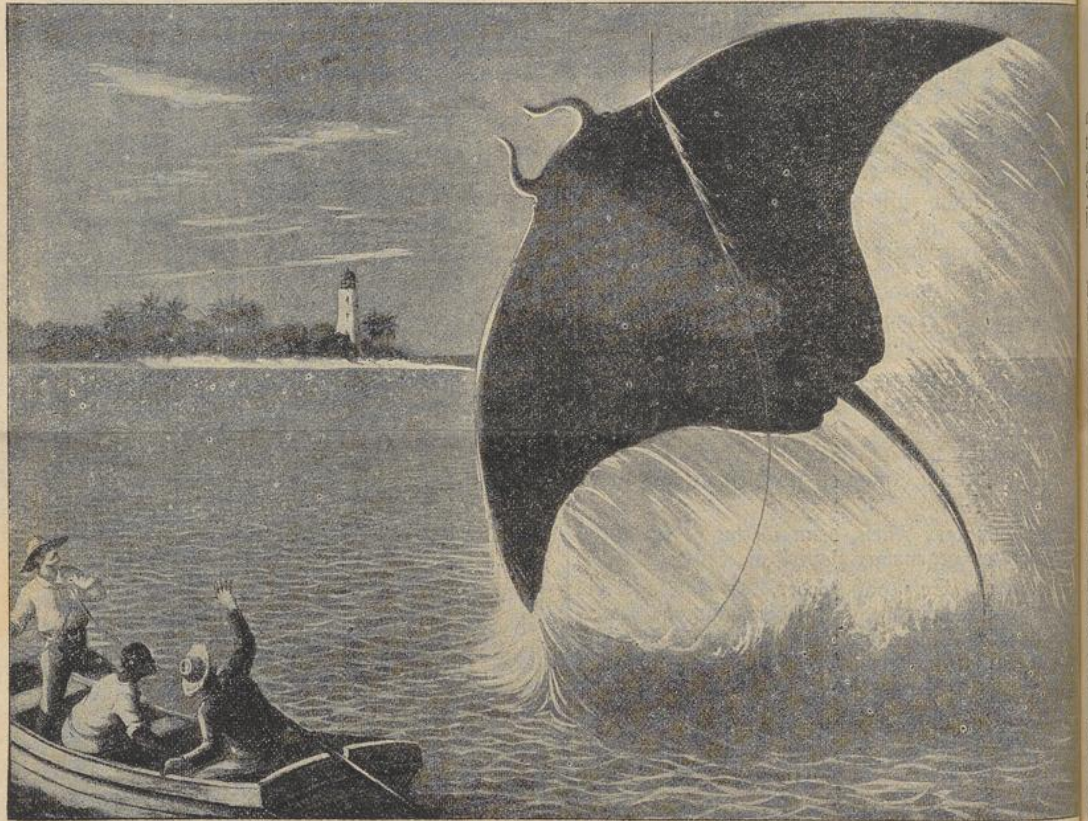
(Fortsetzung folgt.)

## Raubwildjagd zur See.

Mit Abbildung.

Ein nicht ungefährlicher Sport an der Ostküste Nordamerikas ist die Jagd auf die sogenannten Seevampyre oder Teufelsfische, kolossale Rochen (*manta birostris*), über deren Lebensweise und Eigenschaften nur wenig bekannt ist. Diese sonderbaren Geschöpfe fallen zunächst durch ihre ungeheuren Maßverhältnisse, sowie durch ihr Gewicht auf. Mittelgroße Exemplare haben nämlich von der Spitze der einen Flügelflosse bis zur anderen gemessen, eine Breite von 6 Meter. Vollausgewachsene Tiere sollen selbst eine Spannweite bis zu 10 Meter erlangen! Die Entfernung vom Maul bis zur Schwanzwurzel beträgt 3–3½ Meter; der

selbe unfehlbar zertrimmetert. Die Jnsassen dürfen glücklich preisen, wenn sie bei dieser Katastrophe selbst zu Brei zermalmt oder durch den von dem tauchenden Fisch erzeugten Strudel in die Tiefe gezogen werden. Das amerikanische Sportmagazin „Luring“ veröffentlichte die höchst lebendige Beschreibung einer Jagd auf den Seevampyr. Erst auf Zusicherung hoher Belohnung gelang es dem Jnsalter der Jagd, Mr. Holder, einen beherzten minole-Indianer, sowie einen Neger zur Teilnahme an der Fahrt zu bewegen. Dieselbe wurde in für dergleichen Seesport vortrefflich ausgerüsteten durch an den Seiten angebrachte, luftgefüllte Kammern vor dem Sinken gesicherten Cederboot anders angetreten. Als Waffen nahm man außer



Seevampyr.

peitschenförmige Schwanz nimmt weitere 2½–3 Meter in Anspruch. Genaue Angaben über das Gewicht der 1½ Meter dicken Ungeheuer liegen bis jetzt nicht vor; man schätzt dasselbe auf 1500–3000 Kilogramm. Eine höchst auffallende, das Diabolische des Tieres noch erhöhende Erscheinung sind zwei armbide fleischige Tafeln von 1 Meter Länge, die am Kopf in der Nähe der Augen sitzen, beständig in Bewegung sind, jeden berührten Gegenstand sofort greifen und dem mit vielen Zähnen gepflasterten Maul zuführen, in dem ein zusammengekauert Mann bequem Platz hätte. Für die Jäger, welche diese auf dem Rücken braunschwarzen, unter dem Bauch grauweißen Rochen erlegen wollen, liegt die Hauptgefahr in dem kolossalen Gewicht der Ungeräte. Stürzt ein solches nämlich bei seinen häufigen Luftsprüngen auf das Boot nieder, so wird das-

Harpune ein langes, speerartig geschliffenes Brecheisen sowie mehrere große Messer mit. Sobald die Spitze eines dieser gewaltigen Tiere im dunklen Wasser tauchte, wurde die Harpune nach ihr geschleudert, sich tief in sein Fleisch einbohrte, worauf das Ungeheuer eiligt davonschwebte. In unglaublich kurzer Zeit hatte der Fisch das Boot und die im Hinterteil desselben zusammengedrängten Jäger durch den Strudel mehrere Kilometer weit aufs offene Meer hinausgeschleppt. Dort begann der Rochen sich in die Tiefe hinabzusenken, so daß die Männer sich der trübsamen Frage gegenübersehen, ob ihr Boot der ungeheuren Kraft des Fisches zu widerstehen vermöge oder ob es unter Wasser gezogen werde. In seiner Todesangst verrannte das furchtbar blutende Geschöpf sich drein in eine seichte Sackgasse, wo es, seinen

zum zu spät erkennend, bei dem Versuch umzukehren, halb auf Trockene geriet und mit Blitzesschnelle von dem Seminolen mittels eines um den Schweif geschnungen Seiles an einer nahen Mangrove verankert wurde. Jetzt war das Schicksal des Fisches besiegelt, denn die Männer konnten ihn nun vom festen Boden aus angreifen und taten dies mit Brecheisen und Messern in so nachdrücklicher Weise, daß er trotz heftiger Gegenwehr nach einigen wohlgezielten Streichen über den Kopf vom Leben zum Tode gebracht war. Messungen ergaben, daß das Ungetüm, von Flossen- bis zu Flossenspitze gerechnet, über 6 Meter breit war. Beim Fehlen aller geeigneten Vorkehrungen konnte leider auch hier an ein Feststellen seines Gewichtes nicht gedacht werden.

### Der lebende Tote.

Es war am 28. Januar 1871 — so erzählte ein alter französischer Hauptmann — „an einem Samstag, dem letzten Tage der Belagerung von Paris, als ich zum zweitenmale den Deutschen vor meinen Augen sah, den ich schon dreimal hatte sterben sehen.“

„Aber nun fangen Sie doch an zu flunkern.“

„Keineswegs, meine Herren, und ich will Ihnen bekennen, wenn ich so mitunter den fröhlichen Schall der Trompeten in der düstern Ebene von la Foulle höre, dann beschleicht mich von neuem die Furcht bei dem Gedanken an jenes furchtbare Ereignis, das mich während der letzten Tage der Belagerung das Leben unerträglich machte. Ich will Ihnen die Geschichte einmal erzählen:“

„Wir lagerten unter dem Fort Mont Valerien, wo General Noel den Befehl führte, und es verging kein Tag und keine Nacht, in der wir kein Gefecht mit den Deutschen hatten. Eines Tages — es war einige Zeit vor dem Gefechte bei Bourget — machten wir eine Rekognoszierung in der Nähe von Longjumeau, als wir plötzlich vor uns in dem Walde das Stampfen von Pferden und jenes unbestimmte, aber regelmäßige Geräusch hörten, das eine Abtheilung Kavallerie verursacht.“

Mit einer Geherde zeigte ich meinen Leuten eine Erhöhung an dem Wege nach Rueil, und einen Augenblick später waren wir dahinter verborgen. Es dauerte nicht lange, als sie aus dem Gebüsch kamen und zwei zu zwei über den Weg ritten. An der Seite ritt ein Offizier, ein prächtiger Kerl, mit langem blondem Schnurrbart und einem kühnen und gemessenen Auftreten, das den Edelmann verrät.

In der Kompanie wußten sie, daß ich ein ausgezeichnete Schütze war, und sie fließen mich an, auf den Offizier deutend:

„Ihnen die Ehre, Herr Sergeant.“

Aber der Gedanke, daß das Leben dieses Mannes in meinen Händen war, machte mich zittern; ich war noch kein alter Soldat in jenen Tagen, und niemals hatte ich aus so geringer Entfernung geschossen. Ich legte an und, unwillkürlich die Augen schließend, schob ich in den Haufen. Als ich aufblickte, lagen eine Menge Männer und Pferde auf dem Boden, die sich aufrichteten und wieder niederfielen; die übrigen verschwanden im Galopp im Walde.

Der Offizier lag tot auf dem Boden, in seiner vollen Länge ausgestreckt. Ich habe ihn gut betrach-

tet, als ich sein Pferd holte; er hielt den Zügel noch mit den Fingern fest, und jedesmal, wenn das prächtige Tier mit einem Ruck den Kopf in die Höhe warf, bewegte die Leiche sich, als ob noch Leben darin wäre. Es war ein großer, kräftiger Mann und erinnerte mich an die großen, blonden Germanen der Geschichte.

Wir kehrten nach dem Fort zurück mit Helmen, Säbeln und Pferden, und General Trochu meldete das Ereignis in seinem Bulletin.

Einige Tage nachher, als ich mit Urlaub zu Paris war, benutzte ich diese Gelegenheit, um meinen Freund Legras aufzusuchen, der in Bondy verwundet worden war und im Hospitale von Val de Grave verpflegt wurde.

Ich brauche wohl nicht zu erzählen, wie ein Hospital im Kriege aussieht; es war dort nichts weniger



Eine Pyramidenbesteigung.

(Siehe Reise rund um Afrika Seite 237.)

als angenehm, das ist sicher. Während ich mit meinem Kameraden plauderte, dessen Wunde nicht viel bedeutete und der sich nach acht Tagen wieder zu seinem Regiment verfügen wollte, lief man an einem andern Bette schweigend hin und her, und vernahm ich aus dem Flüßern der Anwesenden, daß dort jemand im Sterben liege. Der Major kam auch an das Bett, beugte sich über den Sterbenden, und zwei barmherzige Schwestern knieten an dem Bete und beteten. Mit einer vor Bewegung zitternden Stimme flüsterte mein Freund Legras mir zu:

„Das ist ein Preuße, der dort stirbt. Es scheint ein Riese zu sein, da er schon mehrere Tage mit dem Tode ringt.“

Ich blickte auf das Bett. In diesem Augenblicke richtete der Sterbende sich noch halb auf, nach Luft schnappend, denn sein Ende war nahe. . . In einem

Augenblick, während er wieder in die Kissen zurückfiel, hatte ich ihn erkannt; es war der Offizier, den wir auf dem Wege nach Kucil überfallen hatten.

Gewiß, es war derselbe, er hatte denselben Körperbau, denselben blonden Schnurrbart, mit einem Worte, er war es. Ich bebte wie ein Blatt, und mit Erstaunen bemerkte Legras, daß ich so bleich wurde. Ich trat an das Bett des Deutschen und beugte mich über ihn hin, um ihn noch besser sehen zu können — er war tot.

Ich begann Erkundigungen einzuziehen, es war ein Hauptmann, der vor drei Tagen tödlich verwundet im Dorfe Bondy aufgenommen worden war. Das konnte also mein Mann nicht sein, den ich eine Woche vorher hatte fallen sehen. . . und doch!



Strassenbild aus Kairo.

(Siehe Reise rund um Afrika Seite 237.)

Der Gedanke verfolgte mich stets, und was ich auch tat, ich konnte ihn mir nicht aus dem Kopfe schlagen, und ebenso wenig konnte ich mich daran gewöhnen, ich suchte noch Gründe und Erklärungen für den sonderbaren Vorfall, als der Tag des Gefechtes bei Montretout anbrach. An diesem Tage war ich wieder ganz so wie jeder andere; ich dachte nur an den Kampf und hoffte, daß es uns gelingen werde, Paris zu retten, das wir langsam unter unseren Händen wegsterben fühlten.

Von zehn Uhr morgens bis zum Nachmittage hatten wir gekämpft und geschossen, waren hin- und hergezogen im kalten Wetter, während ein schwerer Nebel in der Luft ging, der die Gebüsch in graue Mauern und die Ebene in ein graues, bewegliches Meer verwandelte. Wir standen in der Nähe des Schlosses von Bouenval, nicht weit von jenem elenden Stück Mauer, das

so viele Leute gekostet hat. Ununterbrochen zügelte die Kugel durch die Luft, aber zwei Stunden hindurch habe ich keinen einzigen Kanonenschuß der Franzosen gehört. Endlich verschwand der Nebel und alles zeigte sich in hellem Lichte.

In der Ferne, auf der Wasserleitung von Marly, bemerkte ich mit meinem Feldstecher eine Gruppe von preussischen Generalstab; zwei Männer — ich erinnere mich dieses Umstandes noch sehr gut — standen ein wenig von den übrigen getrennt.

Plötzlich, ganz unerwartet, griffen uns drei Schwadronen preussischer Kavallerie in der Flanke an und nahen mit der Schnelligkeit des Blitzes: es war eine prächtige, gewagte, wütende Charge; auf dem hartgefrorenen Boden dröhnte der Hufschlag der Pferde, und das Krachen des Donners. Furchtbare Hurrahs, kurze und rauhe Kommandoworte erklangen. . . Sie waren bei uns. Wir hatten das Bajonett auf das Gewehr gepflanzt, aber wen sah ich in diesem Augenblicke an der Spitze der Truppen? Ja, es war jener geistigste Offizier, der lebenden Tote von Val de Grace und Longoban! Er stürzte, mitgerissen durch den rasenden Galopp seines Pferdes, und sein hochgeschwungener Säbel glänzte und flammte im Sonnenlicht.

Ich schoß mein Gewehr ab und die Kugel traf ihn in die volle Brust; einen Augenblick nachher war sein Pferd ohne Reiter bei mir und rannte mich zu Boden. Als ich aufstand, lief ich zu der Leiche, die einige Schritte weiter lag und da überzeugte ich mich, daß er tot war.

Nun gut, an dem Tage, an welchem der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, hatte ich Dienst bei den Vorposten, als Trompetenschall ein Parlamentär ankündigte. Wir sahen einen Offizier nahen in Begleitung eines Trompeters, und je näher er kam und je deutlicher ich ihn unterscheiden konnte, desto mehr fühlte ich das Blut in meinen Adern erstarren. Diese blauen Augen, die auf mich gerichtet waren, die blonde Farbe des Schnurrbartes, die ganze Erscheinung des Mannes, stolz und träumerisch. . . er war es wieder, mein gefallener Offizier, der dreimal getötet worden war und noch lebte, derselbe furchtbare Reiter.

Erschrocken sah ich ihn nahen, plötzlich unter dem düsteren Eindruck der Ueberzeugung, daß die Deutschen nicht starben, daß sie morgens aufständen vom Schlachtfelde, wo sie abends gefallen waren, und daß es immer so bleiben würde, daß sie stets zurückkehren würden, um sich von den kleinen französischen Soldaten töten zu lassen und dann wieder zu neuem Kampfe aufzustehen.

Ich bin auf dem Parlamentär zugegangen, äußerst ruhig, aber tief gerührt; ich habe den Dienst vorchriftsmäßig verrichtet, den Kompagniechef benachrichtigt lassen und den Parlamentär aufgefordert, beim General zu warten.

Inzwischen betrachtete ich ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, den lebenden Toten, den ich schon dreimal hatte sterben sehen. Er bemerkte, daß ich ihn aufmerksam betrachtete, und sprach in freundlichem Tone:

„Es ist ein Glück, Herr Sergeant, daß dieser Krieg endlich zu Ende ist. Ihr Widerstand ist heldenmütig gewesen und zugleich sehr mörderisch für uns. Unter waren vier Brüder vor Paris, und ich bin der einzige, der noch am Leben ist.“

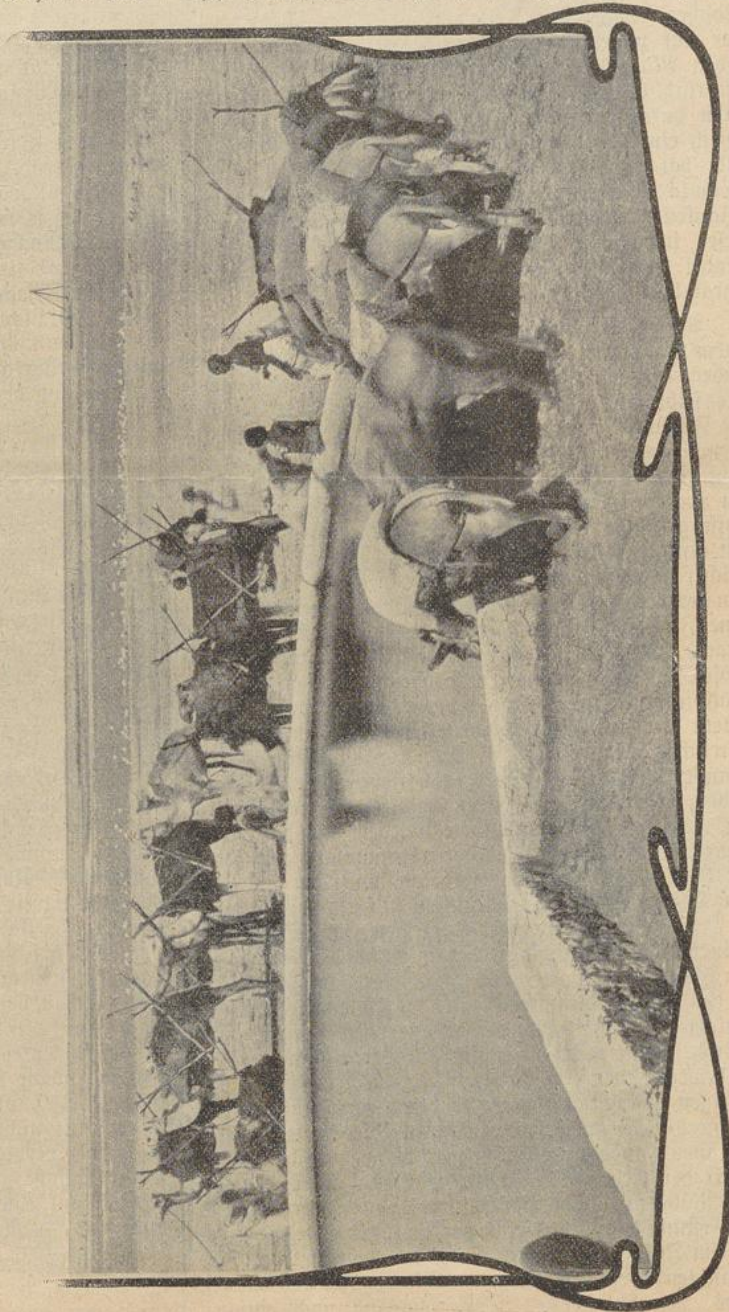
## Eine Reise rund um Afrika.

(Fortsetzung.)

Wie schon bemerkt, ist Ägypten (besonders Ober-Ägypten) ein Winterort ersten Ranges und seines überaus trockenen Klimas wegen von Brustkranken und Rheumatismusleidenden viel besucht, denn von oberhalb Kairo an südlich ist Regen oder Nebel gänzlich unbekannt. Das Niltal liegt zwischen der arabischen und der libyschen Wüste und die Luft ist daher äußerst trocken, so kommt es, daß die Kranken mehr nach Ober-Ägypten ziehen, während die Gesunden Kairo und Umgebung vorziehen. Der reiche Tourist aber ist damit noch nicht zufrieden, er will nebst den berühmten Ruinen Oberägyptens auch nach Chartum gelangen. Dafür stehen ihm die Eisenbahn und eine Anzahl hocheleganter Dampfer zur Verfügung. Die Reise dauert 3-4 Wochen und kostet 500 bis 2000 Mark je nach Zeit und Luxus.

Wir wollen noch zum Schluß einige Sehenswürdigkeiten Kairo's besprechen, nämlich nur, denn die Zeit drängt zur Weiterreise. Wenn wir zuerst einen Blick in das 1901 eröffnete, neue, großartige Museum von Gizeh, welches in seiner Art wohl einzig da und enthält die wichtigsten ägyptischen Altertümer. Am interessantesten für einen großen Teil der Besucher sind die in geräumigen Glasgehäusen ausgestellten Mumien. Einzelne dieser alten Pharaonen, die man aus den Grabkammern der Pyramiden und den großen königlichen Felsengräbern von Theben hierher verbracht hat, sind ihrer Umhüllung entkleidet worden und man ist wirklich erstaunt, wie diese 3 bis 4000 Jahre alten Herrscher verhältnismäßig noch so frisch erhalten sind. Das Balsamieren der Körper hatte man damals vorzüglich verstanden. — Auf die Besichtigung der vielen großen Säle mit ihren zahllosen Gegenständen wollen wir

verzichten, nicht aber auf einen raschen Besuch der moslemitischen Universität mit ihren 6 zierlichen Minarets. Der Hauptlehrsaal ist ca. 3000 Quadratmeter groß und wird von 140 meist antiker Säulen getragen, in einer Reihe von kleinen Sälen hören Studenten gleicher Nationalität oder Sprache Vorlesungen. Die Zahl der Studenten beträgt gewöhnlich 8 bis 10 000, welche von mehr als 200 Professoren unterrichtet werden. Die Studenten erhalten den Unterricht gratis, aber auch die Professoren haben keinen Gehalt, sondern sind auf Privatunterricht und Geschenke angewiesen. Die Schüler kauern auf dem Boden um den sitzenden Lehrer herum. Die Unterrichtsjächer beschränken sich auf arabische Grammatik, Rechtslehre, Logik, Rhetorik, haupt-



Süßwasserkanal in der Wüste nahe dem Suezkanal.

sächlich aber die mohammedanische Religion, dazu kommen in neuerer Zeit auch etwas Mathematik und Naturwissenschaft.

Lassen wir den Reiseonkel erzählen, was ihm bei einem Besuche der Zitadelle vor einigen Jahren begegnete:

„Ein Herr hatte mich wohlmeinend darauf aufmerksam gemacht, daß der Weg zur Festung hinauf steil sei und ich daher gut tue, einen Esel zu mieten, der einen Pfaster hinauf und ebensoviel herunter koste, also total ca. 40 Pfg. Am Fuße der Zitadelle angekommen, vereinbarte ich also mit einem Eselsführer die Bedingungen der Beförderung hinauf und hinunter und Besichtigung der Hauptsache, nämlich der Alabaster Moschee, welche den Felsen krönt. Der Akkordpreis war auf ungefähr 2 Mk. festgesetzt. Der enge, von hohen Mauern eingefasste Weg aufwärts ist insofern historisch, als auf demselben im Jahre 1811 die Mameluken durch Mohammed Ali niedergemetzelt wurden. Durch ein Tor gelangt man in den großen Hofraum und hat vor sich die berühmte Alabaster Moschee „Samia Mohammed Ali“ mit ihren zwei reizenden schlanken Minarets. Die Menge Alabaster, welche bei dieser im Jahre 1857 fertiggestellten Moschee verwendet wurde, soll früher die Bekleidung der Gizeh-Pyramiden gebildet haben.

An der Eingangspforte übergab mich mein Führer einem galonierten Moscheewächter, welcher sofort 2 am Boden lauernden Dienern einen Wink gab, worauf mir selbe mit großer Behendigkeit und Geschicklichkeit Filzschuhe anzogen, denn mit Schuhen, und wenn sie noch so elegant wären, darf niemand, selbst Damen nicht in eine Moschee eintreten, dafür darf man aber den Hut auf dem Kopfe behalten. Nun wurde ich zur Kasse geführt, woselbst ca. 1 Mk. zu erlegen war und jetzt erst durfte ich in den berühmten Tempel eintreten, welcher punkto Schönheit der Architektur und Reichtum des verwendeten Materials, wie nicht minder durch seine Farbenpracht blendet. Und doch wirkt all diese Pracht schließlich etwas eintönig, denn außer einer hübsch und reich verzierten Grabesnische (der heiligste Platz jeder Moschee) und einer Menge Koransprüche besteht die ganze Ausschmückung des Innern aus geometrischen Figuren, es ist den Korangläubigen nicht erlaubt, von Allah (Gott) erschaffene Wesen nachzubilden, also weder Menschen, noch Tiere, noch Pflanzen. An der Ausgangspforte wurden mir die wenig appetitlichen Filzschuhe wieder abgenommen und jeder der 3 dienenden Gelfier erwartete nun den im ganzen Orient obligaten Bakschisch (Trinkgeld). Kaum über die Türschwelle herausgetreten, wurde ich von meinem Führer abgefaßt, der mich an den Rand der Terrasse führte von der aus man über ganz Kairo bis zu den Gizeh-Pyramiden einen entzückenden Ausblick genießt. Nun versuchte der schlaue Araber unter Aufbietung seiner ganzen englischen Beredsamkeit, mich zu bewegen, den benachbarten Josephsbrunnen zu besichtigen, denn kaum hatte er durch meine unbedachte Äußerung herausgebracht, daß mir die Existenz dieses Brunnens unbekannt sei, so war der ägyptische Joseph sofort der Erbauer desselben, während in Wirklichkeit der Name nur vom Baumeister Joseph herrührt und die Festung selbst, für welche der Brunnen erstellt wurde, erst im Jahre 1156 durch Saladin erbaut wurde. Wir gelangten in einer abgelegenen Ecke der Festung vor ein altes ziemlich großes Tor, das sich nach einigem

Klopfen öffnete. Ein alter, unheimlicher Araber schloß das Tor sofort hinter uns, zog den Schlüssel und verschwand in dem altersgrauen Gemäuer, aber bald mit zwei handfesten jüngeren Burschen rüd, von denen der eine mit einem mächtigen Schlüssel eine Tür öffnete und mich einlud, einzutreten. Diese Sache kam mir so wenig vertrauenerweckend vor, daß ich die beiden Burschen und meinen Cicerone ermahnte, voranzugehen. Der alte Türhüter dagegen schloß den Kopf und blieb vor der Tür stehen. Durch das eindringende Licht konnte ich sehen, daß der etwa 20 Meter breite und ebenso hohe Weg in Wirklichkeit ein aus dem Felsen gehauener Tunnel war und etwa 20 Prozent Gefäll abwärts führte, und spiralförmig um einen Schacht herum, denn von Zeit zu Zeit gelangte man zu einer Art Fensteröffnung, durch die hindurch man bequem in den von oben leuchteten Brunnenschacht hereinschauen konnte. In der Tiefe von etwa 100 Fuß fand ich meinen Führer und den einen Burschen vor einer dieser Oeffnungen mich wartend. Der Führer ersuchte mich, in die Tiefe zu schauen, wo ich den anderen Burschen mit einem Lichte sehen werde. Sicherheits halber faßte ich fest am Rockzipfel und guckte nun hinunter! Sichtlich war tief unten mitten in dem aus Felsen gehauenen Schacht, der etwa 5 Meter Seitenlänge hat, das Licht zu sehen, und nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnte ich auch den anderen Burschen entdecken. Nach einigen Minuten erklärte mir der Führer, der Bursche unten werde durch ein Loch in dem hölzernen Boden einen Stein in die Tiefe fallen lassen und bei absoluter Dunkelheit werde ich denselben unten ins Wasser fallen hören. Auf ein Zeichen fiel der Stein und es dauerte geraume Zeit, bis man ganz deutlich den Schlag ins Wasser hörte. Der Schacht soll nach Angabe des Führers weit über 400 Fuß tief sein. Nun ging's wieder Tageslicht hinauf und nachdem die unvermeidliche religiöse Angelegenheit geordnet war, öffnete der Alte das stark verriegelte Tor, vor welchem mich Meister Bauehr nebst seinem Bedienten erwartete, aufstund und mich über den Schloßberg hinunter trug, denn auf der Besichtigung der Festung verzichtete ich aus Mangel an Zeit.

Unten am Ausgangspunkt angekommen, erreichte ich meinem Führer die verakfordierten ca. 2 Mk., welche er aber kurzerhand zurückwies und eine dreimal höhere Summe verlangte unter verschiedenlicher Begründung. Um keinen Auslauf zu veranlassen, bei jeder Streitigkeit entsteht, erwiderte ich dem Ganzen ganz ruhig, fast leise, bis der elektrische Tram auf welchem ich mich in Sicherheit brachte, worauf er auch mit seinem 2 Mk. und einem Bakschisch zufriedengab. Schon hoffte ich, Ruhe zu haben, als ein junger Araber auf den Tram sprang und ohne weitere Erlaubnis anfang, meine etwas staubigen Schuhe zu reinigen. Ich zog meine Haren zurück, protestierte, ratiönierte, es half alles nichts, selbst nicht die Bemerkung, daß ich absolut nichts dafür bezahlen werde, der Bursche holte mit verbindlichem Lächeln mit sanfter Stimme meine Schuhe unter dem Sitze hervor und machte sie spiegelblank, die Mitreisenden lachten, ich schließlich auch und — Resultat ein Bakschisch.

Von Ägypten ist bekanntlich schon in der Bibel die Rede, z. B. vom ägyptischen Joseph, welcher König war und in der Hauptstadt Memphis wohnte.



Araberdorf am Suezkanal.

Einfahrt in den Suezkanal.



Indische Gaukler.

Die Stadt, wenige Stunden nilaufwärts von  
 auf dem Nil gelegen, war zur Pharaonenzeit mit wun-  
 derbarer Pracht angelegt und erstreckte sich stun-  
 denlang dem Nil entlang; heute sind die Ruinen  
 von Wüstensand und Nilschlamm tief begraben,  
 in der Nähe sind die berühmten in Felsen  
 hauerne Totenfelder von Sakkara wie auch eine  
 Gruppe von 11 Pyramiden. In  
 Memphis (heutige Eisenbahnstation Bedraschen)  
 es auch, wo Moses im Schilf des viel-  
 umigen Nilstuffes gefunden und am Hofe dann  
 wurde. Hier kam nach der Tradition  
 die hl. Familie durch, als sie auf ihrer Wan-  
 derung von Heliopolis aus nilaufwärts reiste.  
 Heliopolis (Sonnensstadt) lag nilab-  
 wärts von Memphis und war ebenso pracht-

voll und ebenso groß wie Memphis und besonders berühmt durch seinen großartigen Tempel, welcher neben dem von Theben der berühmteste des Reiches war. Diese Tempel waren dazumal auch gleichzeitig die Universitäten des Landes, und daher der Mittelpunkt von allem geistigen Leben. Von der alten Herrlichkeit ist nichts mehr vorhanden als einige Trümmersfelder und der ca. 20 Meter hohe aus dem Jahre 2400 vor Christus stammende Obelisk mit Hieroglyphenschrift auf allen 4 Seiten. Duzende solcher Granitobelisken (aus einem einzigen Stücke bestehend) bildeten früher den Schmuck von Heliopolis; bis auf diesen einen sind aber alle entführt worden. Hier soll die hl. Familie nach der Tradition mehrere Jahre gewohnt haben. Sehr Interessantes hierüber erzählt



Deutsch Ost-Afrika-Linie.

Am Nil. „Kamele“.

Anna Kath. Emmerich (Maria v. von J. Nissen, Dülmen, Laumann'sche Buchhdlg.).

Ich fürchte, unser Kapitän hat uns sitzen lassen und ist mit seinem „Admiral“ schon längst im indischen Ozean draußen; tut aber nichts, die „Deutsch-Ostafrika-Linie“ erlaubt uns, den nächstfolgenden Dampfer zu benutzen und so besteigen wir also in Port Said den ebenso hübschen Dampfer „König“, welchen der Reiseonkel noch von einer früheren Fahrt her im „Magen“ hat. — In Port Said (ca. 35 000 Einwohner) beginnt der ca. 160 Kilometer lange Suezkanal. Derselbe ist 60 bis 110 Meter breit (er wird gegenwärtig verbreitert und mit Steinufern eingefasst), 9 Meter tief und kostete rund 400 Millionen Mark. Erbaut wurde derselbe durch den französischen Ingenieur Ferdinand de Lesseps von 1859 bis 1869, die Vorarbeiten und Pläne aber stammen von dem Oesterreicher Negrelli, der 1859 starb, worauf Lesseps die Pläne an sich brachte. Der Kanal wird bei Tag und Nacht befahren, bei Nacht beleuchtet ein großer elektrischer Scheinwerfer, der vorne an jedem, den Kanal nachts passierenden Schiffe angebracht wird, den Kanal und die Ufer taghell. Die Fahrt durch den Kanal dauert ca. 15 Stunden.

(Fortsetzung folgt.)

Freile! Freile! „Ist's denn wahr, daß Dei Ma' g'schorba ischt?“ — „Loider Gottes er g'schorba. Gott schenkt em de ewig' Ruah; er je wahrle brauchta.“ — „Freile, freile, bei Dir isch je doch nit g'het.“

### Danksgagungen

sind eingegangen und war Veröffentlichung versprochen von: Frau Debenburg, Oberzeiring. — Zwei Brüder versöhnt nach Vermeidung einer Gabe als Antoniusbrot. Hilfe in mislicher Lage erlangt die Fürbitte des hl. Joseph u. hl. Antonius.

### Gebets-Empfehlungen.

Eine Mutter bittet um die Bekehrung eines Sünders. — Kranke Person. — Eine Person um glückliche Ehe. — Eine Person um Erkennung des Berufes. — Ein Mann mit schwerer Krankheit. — Um glücklichen Geschäftsverlauf. — Eine schwerkranke Person. — Eine Frau die von Ihrem Sohne verschwenderisch umgeben zu mögen gekommen. — Ein Mädchen um glückliche Standeswahl. — Haag: Eine Wohltäterin in schwerem Anliegen R. M. — Heilung einer kranken Frau. — Guter Erfolg von Bräutigam. — Bewahrung vor ansteckenden Krankheiten. — Eine passende Heilung in tausend kleinen Anliegen: U. M. — Obernau: Eine Wohltäterin um Rettung aus großer Gefahr. R. S. — Hoheneben: Bekehrung einer armen Mutter, welche dem Trunke ergeben ist. — Eine Frau in Seelenleiden. — Mehrere Anliegen. — Ein Kind um gute Standeswahl. — Der Sohn einer Wohltäterin New-York (Amerika). — Eine Familie mit einigen unglücklichen Kindern und Berufswahl. Rochester-Amerika. — Mehrere Anliegen einer Wohltäterin. — Um Segen und guten Fortgang im Leben. — In einer besonderen Intention. — Ein Kind, damit es Gehen lerne. — Mehrere Anliegen einer Familie. — In einer besonderen Familienanliegen. — Um Gottes Segen im Leben. — Eine Wohltäterin bittet um Gebet in besonderem Anliegen. — Um guten Hausverkauf. — Um gute Berufswahl. — Um die der Erleuchtung in w. Anliegen. — Eine Schwester bittet um Rückkehr ihres Bruders aus Amerika in seine alte Heimat. — Eine Frau um glückliche Niederkunft. — Eine Frau um glückliche Operation. — Eine Lehrerin in einem schweren Anliegen. — Einem wichtigen dringenden Anliegen. — Zwei Taubstumme. — Eine von Leiden heimgesuchte Familie. — Ein wichtiges Familienanliegen. — Um Bewahrung von schlimmen Folgen bei einem glücklichen Fall. — Um gute Lebensgefährtin und Anstellung. — Eine Mutter. — Um Bewahrung vor Halsleiden. — Um Verheiratetheit. — In einem besonderen Anliegen. — Die schwangere Frau einer Mutter. — Um Bekehrung eines verirrten Sohnes. — Vier Mutterlose Kinder um Hilfe in besonderem Anliegen. — Student um Beistand in der Berufswahl.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete der Leser empfohlen:

Peter Schülpen in Rheyt; Jrl. Teller in Wittenkendorf; Hannen in Witten; Peter Hilsager in Witten; Frau Kreifelts geb. Velder; Johann Kuhlmeier in Salzfotten; Frau Schmid, Langerringen; Jrl. Helena Zehnder in U. Witten; Frau Kösch, Walbmühl; Ludwig Huber, Wurmansküld; Herr Pfarrer Josef Parzinger Wörth; Hochw. Herr Pfarrer Franz Islinger in See; Hochw. Herr Domprobst Joh. Ev. Gischstätt; Hochw. Herr Rektor Wilhelm Kunst in Witten; Wittwe Katharina Sattig in Eberbach; Stoll Ursula St. Eppan; Bürger Anna, Wien; Lang Barbara, Eibraggsfäll; Frau Anna, Leitmeritz; Lorenz Franziska, Nied. Lindewiese; Frau Sopron; Kerkmar Clara, Hartberg; Hartnagel Josef, Frau Ruegg-Wöhnt, St. Gallen-Kappel; Augustin Thomamittel; Br. Serapion Wiersberg O. C. R. im Missionskloster Witten; O. Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, + und das ewige Licht leuchte + Herr lasse sie ruhen in Frieden!

Am 19. Juli 1907 starb in Mariannhof hochw. P. Ruz Kohl O. C. R. Da derselbe längere Zeit in Würzburg war, wird er manchen Wohltäter bekannt sein und bitten wir dieselben das Almosen des Gebetes für den Verstorbenen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg.